

DER MARIENBOTE

Februar 1960

Zum 17. Februar

Der 17. Februar ist unser Festtag, der Tag der Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria. Unser Name klingt nach Ueberirdischem, er ist jedoch auch von dieser Welt, von der durch Christus erlösten Erde. Nicht jedes Ohr kann ihn fassen, wie eben nicht jedem eingeht, welch ein Lied "zu des heiligen Gottes Ehr und dem Volke zur Lehr" Maria ist, die Unbefleckte, deren Namen wir tragen. Doch dazu sind wir da, wir Oblaten, aus diesem Sang "Maria" Seelennahrung und Seelenheil der Welt zu schöpfen.

Maria ist die Eine und die Einzige. Sie ist der auserwählte, strahlend gottähnliche Mensch, von dem wir singen: "Da wir in Adam alle gefallen, warst du allein nur ausser Gefahr!".

Gott hat sie ausser aller Gefahr gestellt, durch ein Werk Seiner Begnadung, an keinem anderen Menschen getan als nur an ihr. Gott hat sie ins Dasein gerufen als Immaculata und Intemerata, als Unbefleckte von aller Erbschuld, und als Unberührte von jeder persönlichen Sünde. Gerade hierin aber ist ein Teil der grossen Botschaft erlösender Hoffnung und Freude zu finden, die wir Oblaten nun schon seit 144 Jahren als Christi Evangelium künden:

Maria ist eine aus uns. Ihrer Abstammung nach ist sie Kind Evas genau so wie wir. Auch sie entstammt Geschlechtern, die geboren sind in den Tiefen der Täler der Sünde. Sie ist nicht vom Himmel uns gegeben. Doch Mariens Anbeginn ist gezeichnet mit dem Zeichen des Heiligen, mit der Gnade erlösender Bewahrung von aller Schuld. Gezeichnet mit Heiligem ist sie jedoch so, dass auch von ihr das Bibelwort gilt:

"Er hat uns errettet nicht auf Grund von Werken, die wir in Gerechtigkeit viel leicht selbst vollbracht hätten, sondern nach Seinem eigenen Erbarmen" (Titus 3:5).

Es war Gott, der da "Grosses an ihr getan". Es war Gottes Wille und Gottes Tat, dass Maria empfangen ward "im Licht" rein, unbefleckt, heilig und gottähnlich bis ins Allerletzte.

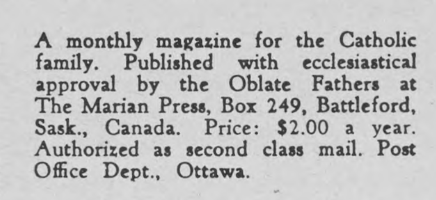
Unser Anbeginn als Mensch war nicht "im Licht". In der Finsternis der Erbschuld traten wir ins Dasein." In Sünde empfing uns unsre Mutter", heisst es im Psalm 50.

Doch auch wir sind nicht nur in Sünde empfangen: Durch die Verkündigung des Dogmas von der Unbefleckten Empfängnis Mariens lenkt Gott unser Auge auf jene Geheimnisse, die uns durch das Evangelium Jesu Christi in Verbindung mit der Gnade verkündigt werden. Von Christi Lehre wissen wir, dass wir nicht nur in Sünde, sondern auch in der Heiligkeit des Tauf- und des Ehesakramentes unserer Eltern empfangen worden sind .Vom allerersten Augenblick unseres Daseins waren auch wir schon umflutet von der Gnade der Erlösung. Ehe wir noch gewesen, waren wir schon von Gott "vorerkannt", und auch von Gott "vorherbestimmt, dem Bilde Seines Sohnes gleichzuwerden" (Rö. 8:29). Und "Gott zeigt uns Seine Liebe dadurch, dass Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren (Röm. 5:8).

(Schluß Seite 3)

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249. Battleford, Sask., Canada.


A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

28. Jahrgang | Februar 1960, Battleford, Sask. | No. 5

Dies und Das

Die große Frage. Viele Fragen hat der Mensch, und vieles sucht er zu ergründen. Nur eine Frage, und zwar die größte, die wichtigste und die entscheidendste aller Fragen, scheint für den modernen Menschen gar nicht zu existieren. Obwohl sie dunkel vor uns steht und immer da sein wird, so lange es hier auf Erden Menschen gibt. Sie klingt so einfach und so "unwissenschaftlich", daß sie unserem Urteil nach keines ernsten Nachdenkens wert ist. Sie regt nicht mehr an noch regt sie den Menschen auf. Sie scheint einfach unwichtig zu sein.

Die Frage heißt: "Wer bin ich?" Wer ist der Mensch?

Wie jedes Jahrhundert, so hat auch unseres seine Philosophen und Denker. Manche finden unser Interesse, auch unseren Beifall. Andere verwerfen wir von vornherein. Und der Grund, warum wir sie verwerfen, ist ziemlich klar: Ihre Gedanken, Belehrungen und Warnungen passen irgendwie nicht in unser praktisches Meinen und Urteilen hinein, darum behandeln wir sie nach dem kurz und bündigem System: Dieser Männer Denken ist auf Bahnen, die uns einfach nicht interessieren. Drum lohnt es sich gar nicht der Mühe, ihre Werke zu lesen und Gedanken nachzudenken.

An einer derartigen Logik findet Satan allerhand Wohlgefallen. So erzählt es uns der Oxforder Universitätsprofessor Clive Staples Lewis (der nicht Theologie doziert, sondern englische Literatur des Mittelalters und der Renaissancezeit; ein Laie, nicht ein Priester) in seinem vielgelesenem Buch "The Screwtape Letters". In einem Kapitel dieses bekannten Buches lesen wir von einer Tischrede, die ein alterfahrener Oberteufel aus Anlaß eines wichtigen Festessens in der Unterwelt hielt. Eine Gruppe junger Satansstudenten hatte gerade am Höllenkolleg ihre Studien der Menschenverführung beschlossen. Sie hatten ihre Examen bestanden. Nun wurden sie belehrt: "Paßt auf und seid klug. Die Menschen sind leicht zu bekommen. So etwas wie geistiges Verantwortungsgefühl gibt es nämlich unter ihnen nicht mehr. Den tiefen Sinn, das eigentlich Wesentliche der Gebote, die sie täglich brechen, kennen sie auch nicht mehr. Ihr Bewußtsein bewegt sich nur noch in den engen Grenzen der sozialen Luft, in der sie leben. Über diese Grenzen hinaus vermögen sie mit ihren Gedanken gar nicht mehr zu gehen. Merkt euch: Die Menschen können nicht mehr geschichtlich denken! Eure Aufgabe, die Aufgabe der Versucher, der Teufel, besteht nun darin, die Menschen auf ihrem Wege zur Hölle erst einmal ordentlich zu verhärten. Durch beständig wiederholte Schlechtigkeiten werden sie zu Gewohnheitssündern. Sind sie einmal so weit, dann — und was jetzt kommt, ist von äußerster Wichtig-

keit — geht es darum, das täglich begangene Schlechte in eine Philosophie des Denkens umzuschmieden. Das Schlechte muß den Menschen zur "Wahrheit und Moral" werden, zur Überzeugung, daß es "rechtes Tun und Denken" sei, zu einer Überzeugung, die sie bis aufs Letzte zu verteidigen bereit sind. Ist es einmal so weit, dann ist euer Kampf gewonnen."

Diese Tischrede ist zwar nur Dichtung, sie enthält aber auch viel Wahrheit. Erschauernde Wahrheit. Wenn wir vorhin erwähnten, daß viele unserer modernen Denker und Philosophen uns interessieren, und zwar sehr interessieren, dann möchten wir jetzt einmal Jean-Paul Sartre erwähnen. Die meisten von uns haben seinen Namen wohl noch nie gehört. Sagt man ihnen aber, daß Jean-Paul Sartre der Hauptvertreter der französischen Existenzphilosophie sei, dann hören viele auf. Echte Philosophie ist zwar nicht jedermanns Sache, obwohl jeder behauptet, philosophisch denken zu können. Ob wir nun etwas von der Philosophie verstehen oder nicht, eines wissen wir alle: Es gehört zur Kultur des modernen Menschen, etwas vom Existenzialismus zu wissen, und zwar genug, um auf diesem Gebiet mitreden zu können. Was viele auch fleißigst tun.

Dieser Jean-Paul Sartre lehrt nun, der Mensch sei von Natur aus ein "Für-sich-sein". Der Mitmensch sei der "feindliche Andere", der uns immer ums Ohr zu hauen sucht, der immer darauf ausgeht, unsere eigene freie Existenz zu unterjochen.

Und wir schlagen auf den Tisch und sagen: Das hier ist die Wahrheit, die reinste Wahrheit. Da ist es gesagt, in klarsten Worten, was wir tagtäglich erleben: Der Mitmensch ist nichts mehr als der "feindliche Andere", vor dem wir uns zu hüten haben, immer und überall. In der Politik, in der Wirtschaft, im Geschäft, auf dem Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft, ja sogar zu Hause.

"Hölle?", frägt Jean-Paul Sartre in einem seiner Bücher: "Unsere Mitmenschen, das ist die Hölle der Menschen!" Und wenn wir das lesen, dann sind wir ganz für den Existenzialismus. "So ist es", behaupten wir, "ganz wie die Existenzphilosophie es sagt. Unsere Mitmenschen sind unsere Hölle, und der Mensch ist ein "Fürsichsein". Wer nicht für sich selbst ist, geht zugrunde. Der wird zerschlagen und zerhauen, bis er nichts mehr hat und nichts mehr ist. Nur noch hungernder, schuftender, unfreier Sklave anderer."

Derartiges Reden hören wir tagtäglich. Und mancher deutet auch noch darauf hin, daß es mit der Philosophie gar nicht so schlimm sei. Man könne sie leicht erfassen, die ganze Existenzphilosophie und alle anderen philosophischen Schulen noch obendrein. Gesunden Menschenverstand brauche man, dann könne man sich schon seine philosophische Weltanschauung bauen.

Etwas schwerer zu erfassen ist ein kleines Sätzchen aus der oben zitierten Teufels-Tischrede. Dort wurde unter anderem gesagt: "Die Menschen können nicht mehr geschichtlich denken." Könnten sie es, dann sähen sie gar bald, daß der große Philosoph des Existenzialismus Jean-Paul Sartre — nicht vom Menschen und seinem Wesen, sondern vom verdorbenen Menschen spricht. Vom Menschen, wie er heute ist und wie er nicht sein sollte. Sartre's Philosophie läuft einfach so: Nur für sich selbst lebt der Mensch, also muß es Natur des Menschen sein, als ein "Fürsichsein" zu existieren.

Erst wurde das Schlechte getan, bis es zur zweiten Natur wurde — und nachher zur Philosophie und zum Moralgesetz des Existenzialismus. Es ist ganz so gekommen, wie es in der oberteuflischen Tischrede gesagt ist.

Wir haben noch andere, sehr berühmte sogar, Existenzialisten. Da ist zum Beispiel Gabriel Marcel, genau so wie Sartre ein Franzose, ein Denker, Dramatiker und Kritiker von Weltruf. Als er vierzig Jahre alt war, wurde er katholisch, weil er mit dem Existenzialismus der Freigeisterei nicht mehr fertig werden konnte. Die Lehre, der Mensch sei ein "Fürsichsein", hat Menschen und Mächte hervorgebracht, die mit brutaler Selbstsucht auf der Ebene des Habens, des Besitzenwollens und der Begierde verharren. Und hier haben wir "einen der furchtbarsten Menschentypen vor uns, die es gibt; denn dieser Mensch macht sich selbst unbewußt zum Sklaven eines toten Teils seines Selbst, und diese Sklaverei läuft darauf hinaus, sich nach außen hin in Tyrannei zu verwandeln."

"Das Ich", schreibt Gabriel Marcel, "ist ohne Zweifel vor folgendes Dilemma gestellt: sich zu vollenden oder sich zu fliehen. Da, wo es sich nicht vollendet, kann es sich selbst nur als ein gähnendes, unerträgliches Nichts erfahren, gegen das es sich um jeden Preis schützen muß."

Es sucht sich zu schützen, indem es im anderen immer den Feind sieht. Das ist des Menschen Selbstversklavung. Der Mensch aber ist frei, und, schreibt Marcel: "Es ist der Freiheit anheimgegeben und dem Mut, (der Philosophie des "Für-

sichseins") ein Nein entgegenzustellen." Das letzte Wort des wahren Wesens des Menschen gehört "der Beziehung zwischen Mensch und Mensch, der Liebe also, die untrennbar ist von der Hoffnung wie auch vom Glauben."

Der Mensch ist nicht ein "Fürsichsein", Menschsein heißt in persönlicher Beziehung zum anderen zu stehen, zu Gott und zum Nächsten.

So lehrt Gabriel Marcel in seiner christlichen Existenzphilosophie. Die Ethik dieser Lehre "kann nur eine Ethik der Treue sein", fügt er noch hinzu. Die Ethik der Treue zu Grundsätzen, zu Gott, zum Gebot der Nächstenliebe — der Treue zum eigenen echten Menschsein.

Diese Philosophie klingt schon etwas anders. Sie ist schwerer zu erfassen — wo man zum Gewohnheitsleber der anderen Philosophie geworden ist, der Philosophie des "Fürsichseins". Aber so ist es, wie Marcel es schreibt: Wo das Ich sich nicht selbst vollendet, wird ein gähnendes, unerträgliches Nichts. Auch ein Nichts des Denkens. Besonders der Liebe.

– Der Schriftleiter

Zum 17. Februar

(Schluß)

Marias Anbeginn ist voller Glanz. Unser Anbeginn ist nicht vollständig ohne Glanz: Nicht nur als Sünder traten wir ins Dasein, wir kamen als erlöste Sünder in die Welt, als "Versöhnte in Seinem Leben" (Röm. 5:10).

Wohl sind wir befleckt geboren, wohl schleppen wir an der Schuld vieler persönlicher Sünden. Doch auch wir sind berufen zum Leben der Unbeflecktheit und der Unberührtheit von jeder Sünde. Es ist nicht wahr, daß es Gott nur ein einziges Mal gelungen sei, den ideal heiligen Menschen zu schaffen, daß alle anderen Menschen jedoch ewig Stückwerk bleiben müssen. Es ist nicht wahr, daß nur Maria Gottes reiner Spiegel und Abglanz ist, während alle anderen Menschen schlimme Sünder bleiben, die Gott aus lauter Erbarmen zu sich in den Himmel nimmt, wo sie, geistig verkrüppelt und verkrümmt, innerlich verdorben und verblendet, von Gott mit stillem Grimm geduldet werden.

"Es ruft der Abgrund zum Abgrund hinüber" (Ps. 41:3). Es haben die unendlichen Tiefen der Abgründe göttlicher Erbarmung die Abgründe menschlicher Schuld und Sünde überwunden. Der Gott der Erlösung ist ein Gott der Allgewalt. Er greift hinein in den Menschen, und Er formt das Schlechte ins Heilige um, überall dort, wo der Mensch sich Ihm öffnet.

"Jedem von uns wurde die Gnade verliehen, je nach dem von Christus ausgeteiltem Maß" (Epheser 4:7).

Und dieses Maß ist immer groß. Übergroß ward es der Jungfrau Maria geschenkt, nach hohen Maßen wird jedoch auch uns gegeben, wenn wir darnach greifen. Des Erlösers Gnade kennt keine halbe Arbeit, wenn sie einmal freien Weg ins Menschenherz findet. Sie macht das Verkrümmteste gerade, und das Übelste verdrängt sie durch Heiliges.

Nicht als lahmes, dunkles, oder vor Scham vergangener Sünden wegen verbittertes Gottesbild sollen wir in Gottes Ewigkeit eintreten: Wir sind berufen, wie Maria es immer war, so einst bei Gott zu sein: Unbefleckt, unberührt, heilig und strahlend gottähnlich. Alles dieses nach anderen Maßen zwar als Maria, die immer bleiben wird Königin aller erschaffenen Heiligkeit, doch heilig ohne Makel und edel für ewig, wie Gott es ist, dessen Abglanz wir sind.

So ungefähr lautet die Botschaft der Erlösung, die wir Oblaten künden. Jeder Priester der Kirche predigt so, doch da wir einmal den Namen der Unbefleckten Jungfrau Maria tragen, da wir Oblaten der Unbefleckten sind, ist es unsere ganz besondere Liebe, das hier Gesagte und noch viel mehr durch Wort und Schrift unter allen Völkern der Erde zu predigen.

Noch sind wir alle "auf dem Wege" zur vollendeten Erlösung. Noch sind wir umgeben von Sünde und erfaßt von der Schuld. Doch da ist auch die demütige Bitte fürs Letzte, die uns immer auf den Lippen ist:

"Daß wir von Sünden rein, wenigst' im Tode sein: Hilf uns Maria, Maria hilf!" –

H. K.

Ueber die Freiheit

Von Fedor Stepun

Fedor Stepun, der trotz seines hohen Alters (im 76. Lebensjahr) immer noch Professor für russische Geistesgeschichte an der Universität München ist, hat die folgenden Sätze im letzten Kapitel seines grossen Werkes "Der Bolschewismus und die christliche Existenz" geschrieben (Kösel-Verlag, München, in Leinen 15.50 DM). Was hier gesagt ist, muss uns allen zur Schule werden. Im grossen Kampf der Ideen, wo es darum geht, Ueberzeugungen und nicht nachgebende Treue zur Ueberzeugung aufzubauen, darf der katholische Laie nicht fehlen.

Wie steht es mit der Freiheit der sogenannten freiheitsliebenden Völker, die es als ihre Mission empfinden, dieses teuerste Gut gegen den Bolschewismus zu verteidigen?

Die christliche Definition der Freiheit steht bekanntlich bei Johannes Kap. 8, Vers 31,32. Was verstand aber Christus unter der Wahrheit, von der er sprach? Sicher kein mittelalterliches System, das man anzuerkennen hätte, aber auch keine alttestamentliche oder gar pharisäische Gesetzestafel. Aus dem Zusammenhang des Textes ergibt sich, daß Christus etwas ganz anderes meinte. Er sprach davon, daß er "von Oben" sei und daß die, zu denen er rede, "von Unten" seien; auch sprach er davon, daß Er und der Vater Eins seien, und daß es für die Jünger und darum auch für uns alle darauf ankomme, daß wir dieses sein göttliches Wesen auch erkennen und seiner teilhaftig werden. Die Wahrheit, von der Christus sprach, ist somit als Begegnung zwischen dem menschgewordenen Gott Christus und dem Menschen zu verstehen, der durch diese Begegnung die Möglichkeit der Vergottung und der Unsterblichkeit erhält.

Von dieser Auffassung der Freiheit fällt neues Licht auf den . . . Begriff der Persönlichkeit im Sinne der einmaligen Gottähnlichkeit. Mein Wissen um die einmalige Aufgabe, die ich von Gott erhalten habe, ermächtigt mich, von meinen Mitmenschen all die Freiheit zu fordern, die mir zur Verwirklichung dieser Aufgabe nötig ist. Dieses Recht auf eigene Freiheit verpflichtet mich andrerseits dazu, jedem andern die Freiheit einzuräumen, die er nun seinerseits verlangen muß, um seine Aufgabe zu leisten. Frei sein heißt somit: in konkreter und einmaliger Weise der Wahrheit gehorchen, die man als Wissen in seinem Gewissen trägt. Unfrei sein heißt ebenfalls gehorchen, nur nicht der Wahrheit, sondern dem Bösen.

Von dieser Freiheit berichtet die Erzählung vom Sündenfall; indem die Schlange im Auftrage Satans Eva zu überreden versucht, von dem verbotenen Baume zu essen, sagte sie: "Ihr werdet keineswegs sterben, denn Gott weiß daß, welchen Tages ihr davon esset, . . . ihr sein werdet wie Gott und wissen, was gut und böse ist." Das Wort Freiheit wird in dieser Erzählung nicht genannt, aber es ist klar, daß die Schlange die Freiheit des Menschen von Gott verkündet.

Ich stehe nicht an zu behaupten, daß es in der Weltgeschichte schließlich um nichts anderes geht als um den Kampf zwischen den beiden Freiheiten: der theozentrischen Freiheit zu Gott hin, die den Gottmenschen sucht, und der authropozentrischen von Gott weg, die den Übermenschen will. Der Bolschewismus hat sich klar, eindeutig und pathetisch für die zweite Freiheit entschieden. Dem Abendland ist es schon längst klar geworden, daß er durch diesen Entschluß das russische Volk und die Satelliten versklavt hat und seine Versklavung, die er Freiheit nennt, über die ganze Welt verbreiten will. Auch ist sich das Abendland darüber klar, daß man den Freiheitsbegriff des Bolschewismus nur aus dem Geiste der christlichen Freiheit, die man zumeist unter dem Pseudonym der demokratischen verteidigt, bekämpfen will. Es fragt sich nur, ob die freiheitsliebenden Völker in ihren politischen Institutionen, gesellschaftlichen Organisationen und wirtschaftlichen Systemen diejenige Freiheit tatsächlich leben, die sie gegen den Bolschewismus zu verteidigen sich anschicken. Man braucht diese Frage sich nur ernst zu stellen, um von der Angst beschlichen zu werden, daß die Freiheit der westeuropäischen Demokratie dem Bolschewismus näher steht als der christlichen Freiheit.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß die Freiheit, die im Westen gelebt wird, ihre sakramentale Bindung an die befreiende Wahrheit bereits vor sehr langer Zeit gelöst hat. Der neuzeitliche Freiheitsbegriff hat mit der befreienden Wahrheit des Johannes-Evangeliums nichts mehr zu tun. Ja, er steht ihr sogar feindlich gegenüber. In der liberalen und liberal-demokratischen Welt gilt es allgemein, daß jeder, der an eine absolute Wahrheit glaubt, der Freiheit nicht mehr gerecht werden kann. Diesen Gedanken hat sogar Jaspers in einer seiner Schriften klar formuliert. Die treulose Lösung aus der Ehe mit der einen und ewigen Wahrheit hat, wie das bei Ehebrüchen in

der Regel der Fall ist, sie in die offenen Arme der Vielheit von Meinungen getrieben, denen sie sich auf Gedeih und Verderb ausgeliefert hat. In der Not dieser Situation, vielleicht aber auch aus dunkler Erinnerung an ihr einstiges eheliches Leben mit der Wahrheit, hat die Freiheit allen Erkenntnissen der Kulturgeschichte zum Hohn die Wahrheit als die Meinung der Vielheit formuliert. Sicher ist die Meinungsfreiheit eine höchst wesentliche Kategorie jedes politischen Lebens, aber schließlich doch nur, um die größtmögliche Zahl der Bürger für die allgemeingültige Wahrheit zu gewinnen. Diese Rechtfertigung der Meinungsfreiheit war, wie das auch Johannes Messmer unterstreicht, für alle parlamentarischen Kämpfe bis zum 16. Jahrhundert vor allen Dingen in England, gültig. Hier glaubte man, daß es ein überindividuelles, überparteiliches Recht gebe, das über dem Parlament stehe und von ihm anzuerkennen sei.

Von dieser Gesinnung ist in den heutigen Demokratien so gut wie nichts übriggeblieben. Jeder Versuch, die Meinungskämpfe der Parlamente auf eine überparteiliche Wahrheit auszurichten, würde den Verdacht erwecken, man strebe eine Diktatur an. Vielleicht ist nichts für das politische und soziale Leben der freiheitsliebenden Völkern charakteristischer als die völlige Unfähigkeit, die Diktatur (die Gewalt der Lüge) von der autoritäten Demokratie (der Macht der Wahrheit), nach der die Zeit verlangt, zu unterscheiden. Es müßte klar sein, daß, solange es dem Westen nicht gelingen wird, diesen Unterschied nicht nur staatstheoretisch zu formieren, sondern auch institutionell zu fassen, seine Chancen, den Bolschewismus zu besiegen, sehr schwach bleiben müssen. Wie soll das aber erreicht werden, wo es doch auf der Hand liegt, daß die treibenden Kräfte der westlichen Staaten sich eine Ausrichtung auf die befreiende Wahrheit gar nicht erlauben können, weil das die Verteidigung wirtschaftlicher Interessen sicherlich erschweren würde. Die ganze Schwäche des Westens besteht ja darin, daß seine Meinungsdemokratie eine ausgesprochene Interessendemokratie ist, und Interessen lassen sich eben nicht vereinigen, sondern immer nur bis zu einem bestimmten Grad und für eine bestimmte Zeit aufeinander abstimmen. Jeder Wahlkampf ist ein Beweis für die Richtigkeit dieser Meinung. In jeder Versammlung spricht der Führer nur zu seiner Gefolgschaft und gibt sich die völlig unnütze Mühe, die bereits Überzeugten zu überzeugen. Die Vertreter der andersgesinnten Parteien sind nur vereinzelt da, um Zwischenrufe oder Pfiffe an passenden oder unpassenden Stellen zu starten. Das Ich-Du-Verhältnis wird bei diesen Wahlkämpfen ebenso ausgeschaltet wie im gesamten sozialen Leben, das durch Gruppen und Parteien bewältigt wird. An die Möglichkeit einer Übereinstimmung der kämpfenden Parteien denkt niemand. Es kommt allen auf die Brutalität der zahlenmäßigen Übereinstimmung an, nicht auf die Herbeiführung der Übereinstimmung. Der Kommunismus bolschewistischer Prägung sieht sehr scharf diese Schwächen. Er ist noch die einzige politische Kraft, die die christliche Idee der befreienden Wahrheit verteidigt, freilich nur im rein formalen Sinne, denn das was er die befreiende Wahrheit nennt, wurzelt in dem Freiheitsbegriff der biblischen Schlange. –

Waren Sie schon in der Kirche?

Von Gerd Schmalbrock

Bei einem Besuch in New York passierte mir einmal folgendes: Am Samstagnachmittag klingelte das Telefon in meinem Hotelzimmer. Als ich mich meldete, teilte mir der Empfangschef freundlich mit, daß morgen Sonntag sei, welche Kirche ich besuchen wolle und ob man mich wecken solle. Am nächsten Morgen frühstückte ich in einer der vielen soliden Cafeterias von New York. Als mir die Serviererin den Kaffee brachte, fragte sie mit einem zuvorkommenden Lächeln: "Waren Sie schon in der Kirche, mein Herr?" Und da ich wie ein Stadtfremder aussah, nannte sie mir auch gleich eine der umliegenden Kirchen und ihre Gottesdienstordnung. Sie stellte aber auch an den Nachbartischen diskret die gleiche Frage, obgleich diese Gäste ganz offensichtlich Amerikaner waren. Auch in einem Tabakwarenladen stelle man den Kunden dieselbe Frage: "Waren Sie schon zur Kirche?" Kein Wunder also, wenn in Amerika die Kirchen gut besucht sind. Denn diese Fragen nach dem Meßbesuch schlagen auch laugewordenen Christen auf den Magen. Jedenfalls stellt man das Licht nicht unter den Scheffel, und jeder trägt stolz sein Gebetbuch in der Hand, wenn er zur Kirche geht.

In Brüssel fand man eine andere Methode, die Menschen auf den Besuch der Sonntagsmesse aufmerksam zu machen. Man stellte Lautsprecher auf, die das Hochamt der jeweiligen Pfarrkirche lauttönend übertragen. Da nutzt kein Fensterverschließen und kein "Nichthinhören". Die Predigt und die Gesänge aus der Kirche durchdringen die ganze Pfarrei. Und der Erfolg? Der Besucherstrom zu den Kirchen nimmt seitdem ständig zu. Denn an einer stillen Kirche kann man leicht vorübergehen. Wenn aber das Evangelium und die Predigt hinausgetragen werden auf die Straßen und Plätze, dann fällt doch hier und dort ein Samenkorn auf einen fruchtbaren Boden. Niemand aber, der in Belgien die Kirche besucht, scheut sich es andere wissen zu lassen. Ich habe vor den Stufen einer großen Kirche Menschen beten gesehen, ohne sich darum zu kümmern, daß Touristen und Müßiggänger herumstanden und sie taktlos wie das Siebte Weltwunder bestaunten. Warum sollten sie auch schamrot werden! Wer glaubt, braucht seinen Glauben nicht zu verbergen. –

Ludwika und Gabriele

Von Anna Hils

Im kleinen Berghof in Südtirol galt er ein wenig als Sonderling, der Lehrer Franz Moser aus dem Österreichischen. Er war in dieses Bergdorf heraufgekommen, weil kein anderer sich dazu gemeldet hatte. In einem einzigen Raum gab er den Unterricht für alle Kinder des Dörfleins, so daß die Kleinen von den Großen und die Großen von den Kleinen lernen konnten.

Der Lehrer vor ihm hatte jedes Jahr das gleiche gelehrt. Sogar die Aufsatzthemen waren durch Generationen die gleichen geblieben, so daß es zum Teil möglich war, daß der Sprößling aus dem Aufsatzheft des Vaters die Gedanken herausstibizen konnte.

Der Neue war ganz anders. Jede Stunde war sozusagen eine Überraschung auf die sich alle schon im voraus freuten. Er konnte sogar kleine Zauberstücklein machen — nur zur Belohnung für außerordentliches Bravsein natürlich — und ein großer Raum blieb dem Tun, dem Werken, vorbehalten. Die Kinder des Dorfes waren allesamt arm. Aber es war möglich, daß jedes Ton mit in die Schule brachte — oder alte Zeitungen. Das war dann Werkstoff für lange Zeit. Der Ton wurde vor der Schule im Hof solange geklopft, gesäubert und geknetet, bis er gehorsam wurde, d. h. bis er sich formen ließ.

Was sind Kinderhände für feines Werkzeug! Der Lehrer hatte nur anzuregen, vielleicht eines vorzumachen, und es entstanden Leuchter und Tellerlein, Weihnachtsschmuck und sogar Krippenfiguren. — Er richtete wieder die alten Spinnstuben ein, und der alte Webstuhl — jahrzehntelang von Spinnweb und Staub überzogen — kam im Dorf wieder zu Ehren.

Es soll nicht überall so sein, aber er war mit dem Dorfpfarrer befreundet, der alle seine Bestrebungen unterstützte. —

So lebte der Lehrer dahin in Ruhe und Frieden bis — ja bis — die Ludowika kam! — Sie kam mit dem Flüchtlingsstrom aus dem Osten, und sie wurde — mit noch etwa 30 weiteren Leuten — dem Bergdorf zugeteilt. — Die Ludwika kam ins Pfarrhaus. Die alte Schwester des Hochwürden war dessen sehr froh. Sie entdeckte bald, daß Ludowika, wenn sie stundenweise ihrer Trauer und ihres Heimwehs vergaß, eine wunderschöne Stimme hatte. "Du müßtest in unseren Kirchenchor, Ludowika. Gerne gebe ich dich für die Proben frei!" — Der Lehrer horchte auf, schon das erste Mal. Mein Gott! Welche Stimme. Glockenhell und doch von jener samtenen Weichheit, wie sie ganz selten einmal einem Menschen geschenkt wird.

Der Lehrer Franz Moser verwandelt sich, ohne daß er es selber bemerkte. Er rasierte sich sogar jeden Tag — er kleidete sich sorgfältiger. "Wie ein Herr!", staunten die Kinder.

Einmal nach der Probe bat er Ludowika noch einen Augenblick zu bleiben. — Fast ängstlich schaute sie bei dieser Bitte auf — aber sie blieb. Sie half ihm die Gesanghefte ordnen, und dann gingen sie ein Stück. Der Mond kam eben hinter den schwarzen Tannen herauf und der Lehrer sagte: "Was mag er schon gesehen haben — der Mond!?"

Sie lächelte: "O ja, viel all die Zeit, seitdem es ihn gibt!" Er: "Schon Adam und Eva hat er gesehen — und seitdem soviele, die sich zusammenfanden!" Dann faßte er sie bei der Hand — zart und gütig: "Ludowika — könntest du — mit mir zusammen — durchs Leben gehen?"

Sie entzog ihm die Hände fast erschrocken. "Aber, Herr Lehrer, ich bin arm — ohne Heimat — ohne Eltern. Alle, alle sind tot, auch meine einzige Schwester — von den Russen erschlagen." Sie schluchzte haltlos vor sich hin.

Da nahm er sie in seine Arme: "Schau, grad darum. Auch ich bin allein — ganz allein. In einer Bombennacht starben sie alle. Kannst du — willst du meine Frau werden, die Mutter unserer Kinder?"

Da legte sie ihre Hände zurück in die seinen: "Ja, dann sind wir beide nicht mehr allein!"

Die Hochzeit des Lehrers wurde ein Fest fürs ganze Bergdorf. Schon vor Tag krachten die Böller. Und das Hochamt war noch nie so schön gesungen, wenn auch der Hochzeiter heimlich die Pausen zählte — den Takt.

Ludowika machte aus der Lehrerwohnung ein Schmuckkästchen! — Wie es im Märchen stand: ein strahlendes Glück war bei beiden eingekehrt. Nur eines fehlte — ein Kind! — Schon drei Jahre waren vergangen. Da bemerkten es die Freundinnen der jungen Frau, diese strickte Jäckchen und Häubchen. — Bald konnte man es auch sehen. — Behutsam führte der Lehrer sein junges Weib, wenn er mit ihr spazieren ging, nach der Schule, nach der Probe im Kirchenchor.

"In zwei Monaten" — sagte er selig — "kurz vor Weihnachten."

Aber dann geschah was schon oft geschah bei jungen Frauen. Sie war, währenddessen ihr Mann in der Schule war, mit einem Eimer zum Dorfbrunnen gegangen. Sie rutschte mit dem vollen Eimer aus und fiel so unglücklich, daß sie allein nicht mehr aufstehen

---

Das Produkt aus Lumpen und Druckerschwärze, das wir gemeinhin mit Buch bezeichnen, ist mir einer der großen sichtbaren Vermittler zwischen Geist und Zeit, und den Zeitgeist widerspiegelnd, hat es sich als dauernder erwiesen als Erz und Stein.

Ludwig Hamann

konnte. Man rief den Lehrer aus der Schule. Dieser trug sie heim, spannte an, raste zum Arzt — aber es war zu spät: Nach einem Tag und einer Nacht lag die junge, schöne Frau tot im Sarg — im Arm den zu früh geborenen toten Knaben, auf den sich die beiden so innig gefreut hatten.

Der Lehrer war vom Schmerz wie erstarrt. Er tat alles so, als wäre er eine Maschine. Keine Träne brachte Erlösung — und was das Ärgste war — kein Gebet löste den Krampf der Qual in seiner Seele.

Er selber schloß den Sarg. Als keiner mehr im Zimmer war, legte er einen Augenblick das Gesicht auf das grausame Holz, das sein Liebstes umschloß.

Er gab weiter den Unterricht, aber seine Buben und Mädchen waren nicht imstande, ihm ein Lächeln abzugewinnen. Täglich ging er auf den Bergfriedhof und blieb lange.

Auch sein Freund, der Pfarrer, konnte nichts ausrichten. Wohl stieg er jeden Sonntag auf die Orgel, aber er spielte so, als wäre er ein Automat — ohne jede Seele!

Es wurde Herbst, und die Nächte waren bitter kalt. Er war entschlossen, dieser Qual ein Ende zu machen! Auf dem Friedhof wollte er es tun. Aber da fiel ihm ein — so, als hätte es ihm seine verstorbene Frau zugeflüstert: “Geh heim, laß den Hund von der Kette, er verkommt sonst, geh doch heim!” — Er ging. Als er vor die Haustür kam, kauerte auf der Schwelle eine junge, in Lumpen gehüllte Frau. Sie war ganz in sich zusammengesunken, als wäre sie tot! Als er sie behutsam an der Schulter berührte, kehrte sie ihm ein blasses, eingefallenes Antlitz zu. Fast erschrak er zu Tode! “Ludowika”, schrie er, “Ludowika — wie kommst du hier her? Hat das Grab . . .” Da hörte er die Blasse sagen — auch mit der Stimme seiner Frau: “Ich bin nicht Ludowika, ich bin Gabriele, ihre Schwester. Gott hat mich erlöst aus der sibirischen Gefangenschaft. Nun bin ich hier, weil man mir gesagt hat, daß Ludowika in diesem Bergdorf wohnt.”

Er machte den Hund von der Kette los, denn ihm verdankte er es ja, daß er nicht abgedrückt hatte, wie er es vorhatte.

Die drei gingen ins Haus, und wieder stieg der Vollmond hinter den Tannen ins strahlende Schwarzblau der Nacht! — Und nach Monaten war Hochzeit. Die zweite Braut war der Schwester so ähnlich, als wäre sie selber wieder ins Leben zurückgekehrt. — Das Grab Ludowikas war übersät mit Almrausch und Enzian — und die Braut trug einen Strauß von Edelweiß — die schönsten, welche die Burschen des Dorfes für ihren lieben Lehrer hatten pflücken können. –

Mit $18.00 einen Monat leben

Zu einer Untersuchung des Priesternachwuchses

In allen Ländern befassen sich Geistliche, katholische Autoren und Statistiker mit der Frage des Priesternachwuchses. Dabei wird in letzter Zeit oft untersucht, ob die Bedingung der Ehelosigkeit einer der Hauptgründe dafür ist, daß viele junge Katholiken den Priesterberuf ablehnen.

In Frankreich befaßte man sich kürzlich systematisch mit dem Problem des Priesternachwuchses. Umfragen und Statistiken sollten zeigen, ob die Enthaltsamkeit wirklich die Hauptschwierigkeit für den jungen Mann darstelle, oder ob die gesamte Auffassung vom Priestertum eine tiefgreifende Umwertung erfahren hat.

Man stieß auf ein merkwürdiges Phänomen: die Katholische Aktion, die eigentlich zur Basis zahlreicher Priesterberufe werden müßte, ist der stärkste Rivale der Seminare. Viele junge Männer sehen nicht ein, wozu sie ein Zölibat mit dem Ruf der Lebensfremdheit auf sich nehmen sollen, wenn das “Priestertum des Laien” und besonders des Familienvaters, so gepriesen wird.

Früher war die katholische Familie die Keimzelle der Priesterberufung. Heute, wo beide Eltern oft arbeiten, den Urlaub zum Ausspannen benützen und die Kinder einer Ferienorganisation anvertrauen, heute wo die jungen Menschen Sonn- und Feiertage lieber mit Gleichaltrigen als mit den Eltern verbringen, liege es an den Vertretern dieser Organisationen, die Priesterberufung zu wecken und zu pflegen. Das geschieht jedoch höchst selten und zwar, wie eine Umfrage ergab, oft aus falscher Scheu, einen jungen Menschen zu “beeinflussen”. Man findet viel eher, daß Buben, die in ein Knabenseminar eintreten wollen, davon abgebracht werden, damit sie dort nicht beeinflußt und “lebensfremd erzogen werden”.

Ein weiterer Grund für den Rückgang der Priesterberufungen scheint in Frankreich auch die radikale soziale Umwertung zu sein, welche die gesellschaftliche Situation des Pfarrers erfuhr. Früher galt er als der Gelehrte des Ortes. Er verstand Latein, las Bücher, die die anderen kaum vom Hörensagen kannten, wußte Rat in allen Lebenslagen und es galt als Ehre, den Pfarrer zum Essen einladen zu dürfen. Das hat sich grundsätzlich geändert. Latein gehört nicht mehr zur nötigen Bildung, wohl aber wird verlangt, daß der Priester auch in technischen, politischen und wirtschaftlichen Fragen mitreden kann. Da der Pfarrer sich aber kaum ein Fernsehgerät leisten kann und beruflich viel zu überlastet ist, um auch noch technische und politische Werke zu wälzen, wird er oft als ungebildet angesehen.

“Die Priester von morgen hängen von den Priestern von heute ab”, betont man in Frankreich. Eine Umfrage engab, daß ein sehr hoher Prozentsatz Früh- und Spätberufener angab, nur durch ein priesterliches Vorbild ins Seminar geführt worden zu sein. Beispiel, Eifer und Heiligkeit dieses Vorbildes sind für den jungen Mann ausschlaggebend, der überdies aber den Eindruck braucht, daß der Priester glücklich ist. Ein gedrückter, mißmutiger und mit seinem Schicksal unzufriedener Priester ist kein guter Mittler zwi-

schen Gott und dessen künftigen Dienern. Gerade in Frankreich sind die materiellen Verhältnisse des Pfarrers aber oft so schlecht, daß er jungen Menschen nicht die Überzeugung vermitteln kann, sein Leben verdiene gelebt zu werden.

Zusammenschluß in geistlichen Familien

Die Pfarrer selbst sehen aus dieser Situation nur einen Ausweg: sich zu geistlichen Familien zusammenzuschließen, wo mehrere gemeinsam wohnen und ihre Sorgen austauschen. In Paris und den Provinzstädten dürfte die Hälfte aller Weltpriester bereits in solchen Gemeinschaften leben. Am Land erleichtern es Motorrad oder Auto auch dem Landpfarrer, abends ein Familienleben mit Mitbrüdern zu führen, Bücher, Gedanken und Sorgen auszutauschen und so voll neuer Kraft am nächsten Tag die große Belastung auf sich zu nehmen. Vielfach versucht man auch, die Landpfarren in Sektoren zusammenzufassen, wo in Arbeitsgemeinschaften gearbeitet wird. Die geistige Betreuung der Priester wird immer öfter von einem, eigens vom Bischof ernannten, "Priesterseelsorger" übernommen.

Da es in Frankreich bekanntlich keine Kirchenbeiträge gibt, ist die Kirche auf freiwillige Spenden angewiesen. Der "Denier du culte" wird aber oft geizig gespendet, daß das Gehalt der Priester absolut ungenügend ist. Hunger und Tuberkulose sind vielfach tragische Folgen. Nun schreckt die großherzige französische Jugend keinesfalls vor einer "befreienden Armut" zurück, sie will sich, als Priester, weder einen besonderen Lebensstandard schaffen, noch verbürgerlichen — es gibt aber eine materielle Not, die dem Apostolat und der geistigen Entwicklung absolut abträglich ist.

In Nîmes beträgt heute das Jahresgehalt eines Priesters 96 500 Francs (ca. $226.00). Viele Priester müssen monatlich mit 7 500 Francs (ca. $18.00) auskommen. Trotz zahlreicher Aufrufe ihrer Bischöfe zur Großzügigkeit spenden die Katholiken aber viel zu wenig, als daß dies durchführbar wäre.

Einer 1957 veröffentlichten Statistik über Priesterberufungen aus 82 Diözesen entnehmen wir folgende Zahlen:
1926 in 82 Diözesen 41 907 Priester
1936 in 82 Diözesen 39 747 Priester
1946 in 82 Diözesen 37 91 Priester
1956 in 82 Diözesen 38 743 Priester

Zwischen 1926 und 1946 sanken die Berufungen um 7,5 Prozent, nahmen zwischen 1946 und 1956 aber um zwei Prozent wieder zu; aber zwischen 1946 und 1956 wuchs die Bevölkerung um sechs Prozent.

Apostolische Augabe an erster Stelle

Interessant ist die soziologische Zusammensetzung des Priesternachwuchses. Von 53 befragten Diözesen gehören 24,5 Prozent der Menschen zur Landbevölkerung, der 39 Prozent der Seminaristen entstammen; von 54,4 Prozent städtischer Bevölkerung kommen 30,7 Prozent Seminaristen. 29,7 Prozent Seminaristen stammen aus den 20,7 Prozent Mittelklasse und Bürgertum.

3920 Seminaristen, Schüler der Knabenseminare und Spätberufene, wurden nach dem Grund ihrer Berufswahl befragt. 2339 gaben "Apostolat" an, 1519 "um Gott zu dienen" und 1064 "eigene Heiligung". Von 2602 Jungpriestern, von denen man wissen wollte, was die heutige Jugend am meisten am Priestertum anzieht, gaben 1416 "Selbsthingabe an Mitmenschen und Dienst an Seelen", 713 "Missionsapostolat" und 345 "um Gott zu dienen" an.

Für die Jugend steht heute an erster Stelle also nicht die "gesellschaftliche Erwägung", sondern die apostolische Aufgabe. Für den Laien steht an erster Stelle der Wunsch, von diesem Apostel verstanden zu werden. Der Priester soll eben nicht ein "Mann wie alle anderen sein", sondern der Mittler zwischen dem irrenden, suchenden, verzagenden Menschen und einem Jenseits, an das viele kaum zu glauben, auf das die meisten nicht mehr zu hoffen wagen. Immer mehr machen sich die Devise der Redemptoristen zueigen, "innerlich Kartäuser, äußerlich Apostel zu sein". Wenn die Laien sehen, daß ihre Priester diesem Ideal entsprechen, wenn die Priester wieder in erster Linie Berater für das Seelenleben, statt, wie leider zu oft, für alles andere sein werden, dann — meint man in Frankreich — würde die Nachwuchskrise schnell behoben sein. Dann würde der Priester, der seiner wahren Berufung entspricht, auch wieder glücklich sein, daß er als Vorbild gilt, dem viele nacheifern wollen. –

Führ, güt'ges Licht, führ du mich recht

Führ, güt'ges Licht, mich aus dem dunklen Graus,
führ du mich recht!
Die Nacht ist schwarz, und ich bin weit von Haus,
führ du mich recht!
Leucht meinem Fuß, nicht daß das Letzte sich
mir schon enthüll', ein Schritt genügt für mich.
Nicht immer betete ich so, daß du
mich führtest recht;
ich liebte irrend eigne Pfade, nun
führ du mich recht!
Dem grellen Tag und meinem stolzen Sinn —
gedenk es nicht! — gab blindlings ich mich hin.
Du hast gesegnet in der Finsternis
mich lange schon.
Führ mich durch Klippen, Meer und Heide, bis
die Nacht entflohn,
bis mich am Morgen grüßt vom Paradies
der Engel Liebe, die ich lang verließ

John Henry Newman

Rollschuhe

Erzählung von Fritz Miller

Mein Sohn heißt Michael. Wir nennen ihn aber Mischa. Das geht auf jene sagenhaften Zeiten zurück, als dieser Stammhalter noch im Krabbelalter war. Wir hielten damals einen etwas kindlicheren Namen für angebracht. Es klang uns auch nicht wohl in den Ohren, wenn Tante Frieda besuchsweise verkündete: "Hat der große Mi-cha-el doch wieder genäßt!" Außerdem las meine Frau damals Dostojewskij, wo solche Mischas, wie sie sagte, massenhaft vorkommen. Schließlich ist Mischa praktisch. Unsere Tochter dagegen — die heißt Monika. Meine Frau sagt auch Moni oder Möni, was eine Albernheit ist, die ich selbstredend mitmache. Diese beiden sind zwar nicht meine einzigen Kinder, aber sie sind nun neun und zehn Jahre alt.

Doch zur Sache. Mischa und Monika bearbeiteten mich seit Monaten bis zur Grenze meiner Nervenkraft, ihnen ein Paar Rollschuhe zu kaufen. Etwa so: "Kauf uns doch bitte, bitte, ein Paar Rollschuhe." Das klingt harmlos, solange man nicht bedenkt, daß ein Paar hier heißt: je ein Paar. Also zwei Paar, wenn ich mich nicht irre.

Nun waren mir aber offen gestanden, zwei Paar Rollschuhe finanziell nicht nach der Nase. Deshalb mein salomonischer Vorschlag: "Hört zu, Mischa, Monika, und seit vernünftig; nämlich: ich kaufe zunächst ein Paar, und ihr beide wechselt euch dann ab — großartig, nicht?" Was sagte darauf Mischa? "Gar nicht großartig!" Und Monika? "Dann bestimme ich aber, wer an der Reihe ist!" Alsbald gerieten sie sich derart in die Wolle, daß ich einsah, die Verwirklichung meines Planes würde uns eine Familienkatastrophe bescheren. Ich sagte: "Walter von nebenan hat auch keine Rollschuhe, und er ist sicher nicht so ein Quälfritze, wie ihr es seid." Diesem Hinweis war Mischa gewachsen, vollauf. Er argumentierte ohne Zögern so: "Es hätte auch gar keinen Zweck, wenn Walter seine Mutter für Rollschuhe quälen würde! Sie ist eine arme Frau. Du aber bist ein reicher Mann!" Das ist Mischa! Er knallt seine Thesen hin und greift mich an, während er mir gleichzeitig schmeichelt, obwohl das Finanzamt es besser weiß. Und jetzt kam sein großer theatralischer Effekt. Er riß das Fenster auf, schob mich gegen die Geranien, zeigte hinunter auf die asphaltierte Spielstraße und rief entrüstet aus: Was heißt hier überhaupt Walter! Er hat keine Rollschuhe? Wenn schon! Aber die anderen! Da sieh doch selbst! Die anderen haben alle Rollschuhe! Martin! Hans! Stephan! Ursel! Heinz! Ingrid! Brigit! Astrid! Bill! Alle haben sie Rollschuhe! Nur wir nicht! Nur wir müssen betteln, wenn wir mal laufen wollen! Da siehst du's!" Er trat zurück und putzte seine Nase. Fast hätte ich ihm ein Glas Wasser geholt. "Es geht jetzt aber nicht". sagte ich lakonisch. Und ich bemerkte zu meinem Entsetzen, daß ich meiner Sache gar nicht mehr sicher war. Mischa hatte gute Arbeit geleistet. Zu allem Überfluß fing Monika an zu heulen. Und draußen rasselten aufreizend die vereinigten Rollschuhe des gesamten Wohnblocks. Ich versuchte es noch einmal mit diesem kleinen, blassen Walter, kopierte Mischas dramatischen Auftritt und zeigte auf die Straße: "Seht doch den kleinen Walter! Da steht er, allein, still, traurig, mit seinem Hula-hupp-Reifen. Kein Bill, keine Ingrid, niemand kümmert sich um ihn. Sie lassen ihn links liegen. Soll er denn euch beide auch noch beneiden? Wäre es nicht viel kameradschaftlicher, würdet euch mit ihm verbünden und großzügig auf das verzichten, was er selber niemals haben kann? Ihr seid doch jetzt sein einziger Trost. Habt erst einmal Rollschuhe, dann muß er sich ja völlig verlassen fühlen!" Nun aber Monika — schluchzend beteuerte sie: "Ich würde Walter meine Rollschuhe immer ausleihen!" Daran war gar nicht zu zweifeln. Monika ist eine Seele von einem Mädchen. Und Walter ist ihr Einundalles. Mischas Hieb folgte sofort: "Paps, dann kauf' dem Walter doch gleich ein Paar Rollschuhe mit!" Hat

---

Mariä Lichtmess

O lüfte den Schleier, Mägdlein, geschwind!
Und laß es mich küssen, dein herzliebstes Kind!
Du Flöckchen wie Schnee, du Lämmlein so zart,
O Kindelein süß nach himmlischer Art!
Was trägst du im Korbe, heiliger Mann?
Wie ist doch mein Herz in seligem Bann!
Zwei Täublein! Die sind zum Opfer bestimmt,
wie's Gott aus den Händen der Armut nimmt.

Fromm zieh ich mit Euch zum Tempel hinauf,
mir ist, als gehe der Himmel dort auf
im silbernen Schmelzen von Geigen fein,
von orgelnden Harfen und süßer Schalmein.
So spielen die Engel den Wiegengeang
für's holdeste Kind — was wird mir so bang?
Ein Schwert! Die Jungfrau Mutter erbleicht,
von des Knäbleins Lippen das Lächeln entweicht.

Mater Generosa

man so etwas schon gehört? Paps, wenn zwei zu teuer sind, dann kaufst du einfach drei!

Ich hatte das Gefühl, daß Nachgiebigkeit meine mühsam hochgehaltene Autorität wieder einmal ein bißchen ins Wackeln bringen könnte. Ich darf diesen Mischa nicht zu stark machen. Der Bursche hat Dynamit und weiß es schon viel zu gut.

Wir machten ein Kompromiß. Es war nicht mehr lange bis zu Monikas Namenstag. Und Monikas Namenstag ist Mischas Geburtstag. Solche Kalendereulenspiegeleien gibt es öfter in unserer Familie. Ich versprach bei allem, was mir hoch und heilig ist, an diesem Tage die Rollschuhe — je ein Paar — gnädigst zu präsentieren. Monika hüpfte durchs Zimmer Mischa meinte trocken: "Ein Mann, ein Wort."

Nun war die Geschichte aber noch nicht zu Ende, weil sie nämlich erst richtig anfängt. Es kam dieser doppelte Feiertag, dieser heißersehnte Rollschuhtag. Beim Familienfrühstück gab es nur ein Thema: Paps hat — wenn er vom Büro heimkommt — hier vereinbarungsgemäß mit zwo Paar ladenfrischen Rollschuhen, Marke soundso, zu erscheinen. Gut. Ich marschierte ins Büro. Und da gab es Ärger. Das gehört zwar eigentlich nicht hierher, aber es soll gewissermaßen erklären, was nun passierte: Ich kam am Nachmittag noch immer wutschnaubend, nach Hause, und die Rollschuhe — hatte ich vergessen. Ich fand meine Lieben erwartungsvoll in meinen vier hellhörigen Wänden versammelt, und es war ein Fiasko.

Man verlangte, daß ich augenblicklich kehrtmache und meine Pflicht tue. Oh, so eine Familie gut reden! Erstens goß es draußen aus allen Gieskannen. Zweitens war ich das völlig zermürbte, geänderte Opfer meines engstirnigen Bürovorgesetzten und dementsprechend ruhebedürftig. Ich hatte keinerlei Lust, nochmal in die Stadt zurückzutrotten. Dies gab ich den Meinen offiziell bekannt. Ich fügte mit wohlgesetzten Worten hinzu, daß bei einem derartigen Wetter ohnehin nicht an Rollschuhelaufen zu denken und morgen auch noch ein Tag sei. Darauf gingen Mischa und Monika nicht ein. Die Situation spitzte sich zu. Mischa wurde von meiner Frau wegen der Formulierung "Eidbrecher", in welcher seine hitzigen Ausführungen gipfelten, energisch vermahnt. Aber Monika fand die Lösung: "Paps, gib uns das Geld, dann kaufen Mischa und ich die Rollschuhe selbst!" Meine Frau meldete Bedenken an: wir könnten die Kinder nicht alleine gehen lassen, sie selbst habe keine Zeit —, aber ich war irgendwie auf einer Seite taub; mir kam es darauf an, das ganze Dauerwurstproblem endlich aus der Welt zu schaffen.

Nun meine entscheidende Frage: "Was soll der Spaß kosten?" Mischa nannte eine Summe, die mich für alle Zeiten mit dem Spielwareneinzelhandelsverband entzweite. "Was!" rief ich, "gibt es keine billigeren?! Ah, ich merke schon: Ihr habt euch auf so ein Luxusmodel gespitzt, mit

LINDERUNG DES HUNGERS

Eine Aufgabe des modernen Apostolates

Trotz der hermetisch geschlossenen Grenzen jenseits des Eisernen und des Bambusvorhangs strömen immer noch Flüchtlinge aus den kommunistischen Ländern in die freie Welt. Die Probleme, die hier auftauchen, sind mannigfacher Art. Es gilt, die Menschen unterzubringen und zu ernähren. Auch die leibliche Not zu lindern, ist Aufgabe der Kirche. Ein deutscher Bischof hat vor kurzem vor einem grösseren Kreis die Seligpreisung aus der Bergpredigt "Selig die Notleidenden!" erklärt. Treffend sagte er, dass "Not" in der Heiligen Schrift nicht gleichbedeutend mit "Elend" sei. Das Elend sei eine Extremform, eine Uebersteigerung der Not. Führt die Not den Menschen zur Besinnung auf sich selbst, auf seine Stellung in der Ganzheit des Menschengeschlechtes und auf sein Verhältnis zu Gott, so hat das Elend die entgegengesetzte Wirkung. Der im Elend lebende Mensch ist der Verzweiflung ausgesetzt. Sein eigenes Leid, seine physische Pein, sein Hunger nehmen ihn so sehr in Anspruch, dass er überhaupt nicht mehr fähig ist, Kontakt mit dem, was ausser ihm ist, zu haben. "Not lehrt beten, Elend lehrt hassen, fluchen!" Ueberall da, wo das Elend den Menschen gefangen hält, ist für Gott, für das Geistige schlechthin, kein Platz. Der Mensch ist dann im Begriff, auf das rein Instiktive, auf die Stufe des Animalischen, abzusinken.

Linderung der Not und des Elends ist darum eine missionarische Aufgabe des Christen. Hier erfüllt er nicht nur das Gebot der Nächstenliebe, sondern macht die Menschen, die noch in der Gottesferne leben, bereit für die Aufnahme des Wortes Gottes.

Rückstrahlen, Ersatzreifen und Scheibenwischern, wie?" Da setzte mir Mischa mit strömender Beredsamkeit auseinander, daß sie zwar nicht ans Billigste gedacht hätten, aber beileibe auch nicht ans Teuerste, sondern ganz einfach ans Beste, nämlich an denjenigen Rollschuh, der sich mit Leichtigkeit unbeschädigt und völlig intakt auf seine Urenkel forterben lasse. Mischa wird einmal Generalvertreter für solide Rollschuhe, das ist klar. Und sein technisches Verständnis ist enorm, jedenfalls schien es mir so, denn darin bin ich selbstverständlich eine schneeweiße Niete.

Ich gab das Geld, wies darauf hin, daß vier Mark und dreißig Pfennig bei mir abzurechnen seien. Mischa und Monika rauschten ab, kamen wieder — ohne Rollschuhe. Was denn? Die Geschäfte seien geschlossen, also morgen. Als ich anderntags vom Büro heimwärts strebte, rasten sie mir glückstrahlend mitten in die Magengrube. "Zeig mal her", sagte ich zu Mischa. Mischa schnallte seinen linken Untersatz ab. Ich musterte die Handvoll Material und versank wieder in bittere Gefühle, das Preisgebaren der Spielwarenbranche betreffend. Aber ich sagte: "Sehr gut." Monika hielt die Hand hin: "Hier, Paps, noch vier Mark dreißig." Ich sah mich von einem ganzen Rudel hin- und herrutschender Rollschuhkünstler umringt. Plötzlich sagte so ein langer, gerade stimmbrüchiger Jüngling: "Das sind doch keine Rollschuhe, das sind Ausreden, das ist Rollschuhverschnitt, der billigste Mist ist das, die kosten genau die Hälfte von den meinen." Zwei Backfische fingen an zu kichern. Ich wurde aufmerksam. Unwillkürlich sah ich mir die Apparate dieses Maulhelden an. Sie waren wirklich vertrauenerweckender. Mischa blickte hastig weg. Monika fing an zu weinen. Na, ich sagte zu dem Langen gemütlich, daß er seine unverlangten Kommentare für sich behalten könne, ging aber mit einem ziemlich ungemütlichen Gefühl in die Wohnung.

Dann bat ich meine Frau, die Kinder hereinzurufen. Ist sah ihnen nun noch deutlicher an, daß etwas nicht stimmte. Mischa schaute trotzig in die Landschaft, Monika wich mir aus. "Setzt euch", sagte ich. "Mischa, verdienen klare Fragen klare Antworten?" Mischa sagte: 'Ja." — "Also, ich frage: was haben die Rollschuhe gekostet?" Mischa zögerte und rieb seine Knie. Dann servierte er mir einen Preis weit unter dem, der gestern zur Debatte gestanden hatte. "Was habt ihr mit dem übrigen Geld gemacht?" Mischa sagte, ohne Monika anzusehen: "Erzähl du es!" Monika schluchzte nur. Meine Frau drängte : "Mischa!" Er räusperte sich, und dann erfuhren wir es: "Monika hatte neulich in einem Geschäft alte Rollschuhe gesehen, gebrauchte. Da haben wir nachgerechnet. Wenn wir die alten Rollschuhe billig haben könnten und dann die billigsten neuen Rollschuhe kaufen würden, dann könnte es vielleicht reichen. Und das dritte Paar wollten wir Walter schenken. Wir erkundigten uns gestern im Altwarengeschäft. Und dann waren die anderen Geschäfte geschlossen. Heute haben wir alle drei Paare gekauft." Monika unter Tränen: "Und vier Mark dreißig sind ja auch noch übrig." Ich fragte: "Wieso eigentlich? Die wären übrig geblieben, wenn ihr die Rollschuhe gekauft hättet, von denen wir gestern sprachen. Wie seid ihr so genau wieder ausgekommen?" Monika lächelte stolz und sagte noch immer ein bißchen weinerlich: "Mischa hat mit dem Altwarenhändler so lange gehandelt, bis es auskam." Ich sah meine Frau an, die hinter den Kindern stand, und sagte streng: "Weißt du, daß du deine Eltern beschwindelt hast, Mischa?" — "Ja." — "Und du? Monika?" — "Ja." — "Warum habt ihr uns denn nicht in euren Plan eingeweiht?" Mischa wurde heftig: "Wir dachten, du würdest sagen: dann kauft die alten Rollschuhe und nur ein neues Paar!" "Aha. Hm. Wollt ihr jetzt versprechen, daß ihr uns nicht noch einmal beschwindelt?" — "Ja, Paps!" rief Monika. — "Ja", sagte Mischa. Ich wartete, bis meine Frau den Schürzenzipfel von den Augen nahm, und sah sie fragend an. —

Die Schrecksekunde

Bahnwärter Timm dreht die Schranken zu. Das Jagen des D-Zuges ist zu hören. Da sieht Timm 50 Meter weiter ein Kind auf dem Gleis. Timm ruft laut, aber das kleine Wesen ist selig im Spiel vertieft. Und Timm rast los. Mehr stürzend als laufend bekommt er das Kind im letzten Moment zu fassen. Der D-Zug donnert vorbei . . .

Nachmittags kommt ein Mann von der Zeitung, um einen sensationellen Bericht zu schreiben. Aber er erfährt von dem einsilbigen Eisenbahner so gut wie nichts. Schließlich ruft er ganz kribbelig: "Mann, das ging doch auf Leben und Tod! Was haben Sie sich denn so dabei gedacht? Hatten Sie denn keine Angst oder zitterten Sie nicht vor Aufregung?" "Nee", brummte Timm. "Und hinterher?", fragte der Zeitungsmann. "Drehte ich die Schranken wieder auf", sagte Timm "Sowas von Nerven!", rief der Zeitungsschreiber enttäuscht. "Da bin ich mit meiner Weisheit am Ende." Worauf Timm nur mit einem ruhigen Kopfnicken sagte: "Und da fängt Gott an."

Schweigend ging nun der Kribbelige davon. Und wie er ein Stück des Weges geschritten war, da blieb er stehen und beugte sich zu einer kleinen blauen Glockenblume herab, die bescheiden am Bahndamm blühte.

Ohne die Kreuzigung des natürlichen Menschen muß alle Vergesellschaftung schließlich in wildem Haß auseinanderbersten. Denn der natürliche Mensch kann nicht wirklich Bruder sein — wer das nicht sieht, der weiß weder was ein Mensch ist, noch was ein Bruder ist.

Friedrich W. Förster

Der drei Fieber des heiligen Karl Boromaeus

Von Albert Krautheimer

Ueber diesen Heiligen hat Papst Johannes XXIII. ein geschichtliches Werk geschrieben. Nach diesem Heiligen ist unser St. Karl-Oblatenpriesterseminar zu Battleford, Sask., benannt. Das Priesterseminar Canadas, das dem deutschsprechenden Katholiken unseres Landes immre noch Geistliche stellt, die sich um ihn bemühen.

Karl Borromäus ist geboren am 3. Oktober 1538, gestorben am 3. November 1584; sein Fest feiert die Kirche am 4. November.

"Er sollte sich schonen", meinte sein Sekretär. "Er sollte sich schonen", meinte seine Putzfrau. Seine ganze Umgebung meinte das. Hatte es ein 27jähriger Kardinal und Erzbischof von Mailand nötig, wie ein Kartäuser zu leben, zu fasten, zu büßen, dabei von früh bis spät zu schaffen, zu predigen, beichtzuhören, Unterricht für rotznäsige Bengels zu geben und nur vier bis fünf Stunden Nachtruhe einzuhalten? Wußte er denn nicht mehr, daß der Vater nicht alt geworden, daß der Bruder in jugendlichen Jahren gestorben war? Er sollte sich schonen, wie seine Vorgänger, die ihren Generalvikar in Mailand tun und lassen ließen, was ihm gut schien, während sie selber auf einem Landsitz der kirchenfürstlichen Ruhe und Gelassenheit pflegten. Carlo Borromeo, hört er, er solle sich schonen! Ja, er hörte es und gab zur Antwort: "Der Gute Hirt gibt sein Leben hin für seine Schafe, und ein rechter Seelsorger muß drei Fieber aushalten, ehe er sich niederlegt."

Das war ja das große Verhängnis, daß sich Bischöfe und Priester der vergangenen Zeit viel zu viel geschont hatten. So konnte sich allmählich ein Glaubensabfall in Oberitalien breitmachen, der Land und Leute wie ein böses Fieber schüttelte. Was waren dagegen die stechenden Brustschmerzen des Kardinals! Sein erstes und größtes Leiden war die geistige Not seiner Herde. Ihr galt es mit allen Mitteln abzuhelfen, selbst mit dem Einsatz des Lebens.

Darum also geschah es, daß Carlo Borromeo der Welt einen neuen Begriff davon gab, was ein Kirchenfürst sei. Er trug das Wort Gottes unter das Volk, war Seelsorger und begnügte sich mit Wasser, Brot und Dörrgemüse. Die Kinder konnten kein Vaterunser mehr, der Kardinal versammelte sie auf den Straßen und Plätzen Mailands zum Nachtgebet und lehrte sie selber die Hände falten. Den Waisen gab er Heime, den Bettlern Asyle, der Kirche ein neues würdiges Priestertum. Als er nämlich im Klerus Umschau hielt, "fand er kaum einen Priester, den er mit gutem Gewissen in Amt und Stelle lassen konnte"; darum hielt er unermüdlich Pastoralkonferenzen, darum gründete er Seminarien, darum führte er in zielklarer Strenge die Reformbeschlüsse des Tridentiner Konzils durch. Das traf manche hart. Kein Mittel war ihnen zu schlecht, den lästigen Mahner loszuwerden; sie inszenierten Krawalle, putschten den Pöbel auf, kauften sich sogar einen Mörder und ließen ihn auf den betenden Erzbischof schießen. Die wohlgezielte Kugel verfing sich im Gewand des Heiligen und tat ihm wunderbarerweise keine Schaden. Karl ließ nicht locker; er antwortete auf den gemeinen Anschlag mit Kirchenbann und Aufhebung der rebellischen Orden. "Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es zu einer Räuberhöhle gemacht." Sein Vorbild war der göttliche Tempelreiniger.

Wehe dem Borromäer, wenn er selber kein Vorbild gewesen wäre! Die Bösen luchsten und lauerten auf seinen Lebenswandel, und sie sahen einen Mann, der zwanzig Tagesstunden in Gebet und Arbeit zubrachte, der von Tür zu Tür, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt eilte, um episcopus, das heißt Aufseher und Hirte zu sein. Die Fiebersümpfe der lombardischen Ebene und die Gletscherschrunden der Alpentäler durchquerte er, aß wilde Kastanien, trank rohe Ziegenmilch, legte sein Haupt zu kurzer Ruhe aufs Heu, wenn er schmutzstarrend, mit zerschundenen Händen und blutigem Gesicht in einer Alphütte die apostolische Tagfahrt beschloß. Mit dem ersten Hahnenschrei zog er weiter, immer Prediger, Katechet, Sakramentenspender, Streitschlichter, immer Kirchenfürst, wenn auch der Pupur zu Hause blieb; der Knotenstock und die Nagelschuhe waren ihm dienlicher. Jahrelang war er so auf Glaubensbotengängen, bis er die Gespenster des Irrtums, der Lauheit und der Sittenverderbnis gebannt hatte. Karl Borromäus, welcher der Welt einen neuen Begriff davon gab, was ein Kirchenfürst sei!

Gott strafte die Sünden des abgöttischen Volkes hart: 1569 brach in Mailand eine Hungersnot aus, 1576 die schwarze Pest. Und wieder war es Karl Borromäus, der die Hände zum Himmel hob: "Parce Domine, parce populo tuo — Herr, schone deines Volkes, schone seiner!" Dann ging er daran, den apokalyptischen Reitern in die Zügel zu fallen, zuerst dem Hunger von Anno 1569. Großzügig organisierte er die Armenspeisung, kaufte zur Abwendung des drohenden Preiswucher alle Vorräte auf und ließ sie den Darbenden nach Recht und Gerechtigkeit zukommen. 3000 Menschen, die Angehörigen nicht gerechnet, durften täglich an seiner Pforte Brot entgegennehmen. Sein silbernes Tafelgeschirr trug

er in die Münze, mit den neuen Geldstücken erwarb er von fremden Märkten wiederum Getreide, dann machte er Bettelgänge zu den Palästen der Reichen, forderte von ihnen den Zins christlicher Bruderliebe und verwandelte ihn mit wahren Segenshänden immer wieder in Brot. Kein einziger Mailänder mußte damals den Hungertod erleiden. Dafür sorgte Karl Borromäus, welcher der Welt einen neuen Begriff davon gab, was ein Kirchenfürst sei!

1576 ritt auf dürrer Schindmähre die Pest durch's Mailändische. Vom August bis zum kommenden Mai sanken 25 000 Menschen ins Massengrab oder in die Flammen der ringsum schwelenden Scheiterhaufen. Karl Borromäus, der sich gerade auf einer Visitationsreise befand, eilte unverzüglich in seine Stadt und leistete Übermenschliches in der Bekämpfung der Seuche. Was sein Palast noch an Betten, Kissen, Tüchern und Teppichen enthielt, schleppte er zu den Kranken; die Seidentapeten schnitt er von den Wänden, damit den Kindlein die Windeln nicht mangeln sollten; die Stadt teilte er in Quartiere ein, gründete darin überall Spitäler, organisierte mit Geistlichen und Laien einen Gesundheitsdienst und war Tag und Nacht unterwegs, um seine Maßnahmen zu überwachen. Immer ging ein Warner vor ihm her: durch den steten Umgang mit den Kranken war er selber ja pestverdächtig. Über 130 Priester seiner Diözese opferte er im Krankendienst, sie starben, er lebte. Wovon? Zehn Monate lang von Wasser und Brot — und aus der Gnadenkraft seines Gottvertrauens. Hätte in diesen Zeiten des Grauens ein Fremder den Mailänder Kardinal und Erzbischof gesucht, er hätte ihn in Bettelfetzen, barfüßig, den Hals mit einem Bruststrick umgürtet, ein schweres Holzkreuz tragend, Bittrufe singend, durch die Straßen der Stadt pilgernd sehen können; und hätte er gefragt: “Wo sind die reichen Patrizier?” dann wäre ihm Antwort geworden: “Sie sind alle geflohen; aber unser Oberhirte ist bei uns.” Karl Boromäus, welcher der Welt einen neuen Begriff davon gab, was ein Kirchenfürst sei!

“Ein Seelsorger muß drei Fieber aushalten, ehe er sich niederlegt.” Wißt ihr nun, welches die drei Fieber des heiligen Karl Borromäus waren? Die große Glaubensnot, die schwere Hungersnot, und der grimmige Seuchentod seiner anvertrauten Herde. Diese drei Fieber zehrten die Lebenskraft des Gottesdieners vorzeitig auf; am 3. November 1584 “legte er sich nieder” und starb mit 46 Jahren. Er hatte der Welt einen neuen Begriff davon gegeben was ein Kirchenfürst sei! –

Was kostet der Mond?

Fernrohre sind in Berlin eine Seltenheit geworden. Der Mann mit den grauen Stirnlocken, der auf einem Westberliner Platz sein gewaltiges Instrument bedächtig auf den Mond einstellte, durfte mit befriedigenden Einnahmen rechnen.

“Jlooben Sie, det Sie ooch nur eenen Stern mit Ihrer Himmelskanone treffen?” klang ein derber Baß an seiner Seite. “Das ist keine Kanone, sondern ein Fernrohr„' erklärte der Grauhaarige mit beleidigtem Stolz. — “So? Wat is denn da zu kieken?” — “Der Mond mein Herr, das sehen Sie doch!” — “Wie soll ick dat seh'n, wenn ick noch nich durchjekiekt habe? Wat kost'n der Spaß?” — “Zehn Pfennig”; — “Für' ganzen Mond?” “Gewiß, mein Herr!” — “Na dann man los!”

Nach den freigebig gespendenten fachlichen Erklärungen zückte der kleine Dicke fünf Pfennig und wollte sich empfehlen.

“Sie haben sich geirrt, mein Herr, das sind bloß fünf Pfennig!” — “Na und? Hab'n Se nich jesagt, det der janze Mond zehn Pfennig kostet? Na, un is det valleicht der janze Mond?” fragte der Dicke und wies auf das erste Viertel, das wie eine Apfelsinenscheibe im Himmelsblau schwamm. “Aber — ich verstehe nicht . . .” — “Bei Ihnen wackelt wohl die Antenne? Für'n halben Mond zahle ick natürlich die Hälfte — klar?!” — “Aber mein Herr, Sie können mir doch nicht . . .” — “Was kann ick nich? Jlooben Sie, ick laß mir von Ihnen uff'n Arm nehmen? Wat Recht is, muß Recht bleib'n, un aus'm Kellerwurm wird im Leben keen Dachdecker, Jeh'n Se mal in'n Laden un verlang'n nen halben Holländer Käse, un det Fräulein berechnet Ihnen eene janze Kugel. . .” — “Aber Sie können doch nicht den Mond mit einem Käse vergleichen!” — “Ick kann noch janz wat anders! Ick könnte den Mond sojar mit Ihr'n Kullerkopp vajleichen, wenn Ihr vadusterter Jehirnkasten ooch nur halb so helle wär' wie die Latichte da in'n Himmel!” — “Aber mein Herr, Sie haben doch das Fernrohr benutzt, und die Abnutzung kostet . . .” — “Mann, jlooben Sie valleicht, ick hätte mit die Oogenwimpern Ihr'n kostbaren Opernkieka verboojen? Nu langts mir aba, eenen Sechsa für den halben Mond, oda Sie könn'n mal det Jefühl kennenlernen, wie man als Wolke üba'm Krematorium schwebt!” — “Aber dann denken Sie sich doch die Hälfte hinzu, die sieht nämlich geradeso aus!” — “Denn denk'n Se sich man jleich den zweeten Sechsa dazu, det sind nämlich Zwillinge! N'Abend.”

Der Astronom entschließt sich zu einer ironischen Abschiedsverbeugung “Beehren mich der Herr bald wieder, spätestens aber in drei Wochen!” — “So?” dreht sich der Dicke mißtrauisch um. “Warum jrad in drei Wochen?” — “Da kostet's nämlich gar nichts, da haben wir Neumond!” –

Der Februar ist der katholische Pressemonat. Er sollte uns hier der Marienbotemonat sein. Sollten wir nicht neue Leser werben, damit uns das Blatt erhalten bleibt?

Aus der katholischen Welt

München rüstet sich — Die Theresienwiese ist jedem Besucher München's ein Begriff. Die "Wies'n' wie sie der Münchener nennt, ist alljährlich Schauplatz des volkstümlichen Oktoberfestes. Eine Feier völlig anderer Art soll in den Tagen vom 31. Juli bis zum 7. August 1960 auf der Theresienwiese stattfinden: Der 37. internationale Eucharistische Kongreß.

München rüstet sich. 22 Kommissionen sind durch Kardinal Wendel gegründet. Sie haben die Hauptlast der Vorbereitungsarbeiten zu tragen. Uneingeweihte können sich kaum eine rechte Vorstellung machen von den Riesenarbeiten, die zu leisten sind. Hunderttausende von Teilnehmern sind unterzubringen, sie sind in kurzen Zeitabschnitten zum Festplatz zu bringen und wieder zurückzubefördern. Beim Kongreß in Chicago mußten Parkpläte für 80 000 Autos bereitgestellt werden, beim Kongreß zu Rio de Janeiro für 100 000 Autos. Zum Kongreß in Köln vor fünfzig Jahren liefen schon 93 Sonderzüge ein. Drei- bis viertausend Notaltäre müssen für Priester bereitgestellt und mit Kirchenwäsche und Paramenten ausgerüstet werden. Der Festplatz muß gerichtet werden. Liturgie und Gesang muß bis ins kleinste vorbereitet werden. Die Pressekommission muß die gesamte Presse des In- und Auslandes bedienen. Die Gesundheitskommission hat für sanitäre Anlagen zu sorgen. Dies sind nur kurze Andeutungen der äußeren Vorbereitungsarbeiten.

Wichtiger ist die innere Vorbereitung. Zur religiösen Vorbereitung soll vor allem die große Volksmission dienen, die im kommenden Frühjahr in allen Pfarreien Münchens — es sind mehr als sechzig — abgehalten wird. Mehrere hundert Volksmissionare werden dabei eingesetzt.

Zum Gelingen des Weltkongresses ist vor allem der Segen Gottes notwendig. Darum wird in der Stadt, in Bayern, ja im ganzen Bundesgebiet schon sehr viel gebetet. Sehr beliebt sind die "Fürbitten" für den Kongreß. Schon seit mehr als zwei Jahren beten Ordensschwestern täglich für das Gelingen des Kongresses. Ihre Zahl ist im Lauf der Zeit auf 60 000 angestiegen. Seit neuestem schließen sich dieser Beterschar nun auch die Schwesternschaften in der Schweiz und in Österreich an.

Welt-Station — Zum erstenmal wird auf dem Münchener Kongreß der liturgische Stationsgedanke besondere Beachtung finden. Im Urchristentum hielt der Papst als Bischof von Rom an bestimmten Festtagen Gottesdienst in einer bestimmten Kirche Roms. In dieser Kirche kamen die Gläubigen aus der ganzen Stadt zusammen, um dem Gottesdienste des Papstes beizuwohnen. Die Stationskirchen sind heute noch im Missale zu Beginn des liturgischen Meßtextes genannt. So war z. B. die Kirche Maria Maggiore die Stationskirche der dritten Weihnachtsmesse. In ähnlicher Weise wird der Stellvertreter des Papstes beim Eucharistischen Kongreß ein Pontifikalamt halten. Hunderte von Bischöfen, viele Priester und Laien aus aller Welt werden zu diesem Gottesdienste kommen und dabei Vertreter ihrer Nation sein. So wird die Eucharistiefeier des Päpstlichen Legaten zur "Statio mundi", zur "Welt-Station".

Im Kongreß-Program ist Priesterweihe vorgesehen. In Barcelona wurden gleichzeitig auf dem Festplatz durch dreißig Bischöfe 800 Priesterkandidaten geweiht. In München soll die Weihe auf mehrere große Kirchen der Stadt verteilt werden. Der Freitag soll dem Gedächtnis der leidenden Kirche im Osten gewidmet sein.

"Für das Leben der Welt" - "Pro mundi vita." — Das ist der Leitgedanke des Münchener Kongresses. Diese Losung ist dem Heilandswort in der Verheißungsrede entnommen: "Das Brot, das ich euch geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt" (Joh. 6,15).

Internationaler Charakter bisheriger Eucharistischer Kongresse — Die erste Anregung zu einem Eucharistischen Kongreß gab Maria Martha Tamisier im Jahre 1873. Mit der Zustimmung des Papstes bildete sie ein ständiges Komitee für die Veranstaltung Eucharistischer Kongresse. Von Anfang an hatten diese Kongresse internationalen Charakter. Lange Zeit fanden sie, mit Ausnahme von Jerusalem im Jahre 1893, auf französischem Boden statt. Von 1900 an machten sie einen Vorstoß in den übrigen europäischen Raum, in dem sie mit einer einzigen Ausnahme (1910 Montreal, Kanada) bis zum Jahre 1924 verblieben. Mit dem Kongreß von Chicago, USA, 1926 drangen sie dann in alle Welt. Alle fünf Erdteile haben Eucharistische Kongresse beherbergt. Auf damals oder heute deutschem Gebiet gab es bisher zwei Eucharistische Kongresse: Metz 1907 und Köln 1909. Unter dem Pontifikat von Papst Leo XIII. (1878–1903) tagten vierzehn Kongresse, elf unter Pius X. (1903–1914), neun unter Pius XI. (1922–1939) und zwei unter Pius XII. (1939–1958). Die Kongresse folgen nicht in regelmäßigen Zeitabschnitten aufeinander. Nur unter dem Pontifikat Pius' X. wurde alljährlich ein Kongreß veranstaltet. Der erste Weltkrieg hat ein Intervall von vierzehn Jahren bedingt.

Der "eucharistische Papst" Pius X. holte den Kongreß erstmals nach Rom (Papstwahl 1903, Kongreßort für 1904 lag bereits fest). Im Herbst desselben Jahres erließ er das Dekret über die Kinderkommunion, das der Päpstliche Kardinallegat beim 17. Eucharistischen Kongreß 1906 (Tournai, Belgien) als "die reife Frucht der Bemühungen der Kongresse" bezeichnete. Der folgende Kongreß in Metz befaßte sich ausschließlich mit diesem Dekret, was wiederum entscheidend war für seine Wirkung in ganz Deutschland.

Die Zusammenkünfte der katholischen Christenheit gewinnen zunehmend an Ausmaß und Bedeutung. In den ersten 25 Jahren wurden noch keine päpstlichen Delegierten zu den Kongressen entsandt (Ausnahme Jerusalem). Erst von 1906 an ließen sich die Päpste dabei regelmäßig von Kardinälen vertreten. Kardinal-Staatssekretär Pacelli fungierte bei den Kongressen von Buenos Aires und Budapest als Päpstlicher Legat. Ab 1928 (Sydney) widmet der Papst jedem Kongreß eine eigene Botschaft und wendet sich über den Rundfunk an die ganze Welt. 1952 wurde das Internationale Komitee von Paris nach Rom verlegt. In Rio de Janeiro 1955 ist erstmals die Meßfeier des Legaten und nicht — wie bisher die große Prozession Höhepunkt des Kongresses. Außer den Internationalen Kongressen gibt es in einer Reihe von Ländern regelmäßig nationale Eucharistische Kongresse, ähnlich den Katholikentagen.

"Freitagsopfer" — Das Päpstliche Werk der Glaubensverbreitung, Zentrale Aachen, ruft seine Mitglieder auf, im Laufe dieses Jahres an den Freitagen auf Rauchen, Trinken und andere erlaubte Vergnügen zu verzichten. Die aus dem Verzicht entstehenden Ersparnisse sollen Papst Johannes für die Missionen zur Verfügung gestellt werden werden. In dem Aufruf heißt es: "An einem Freitag hat Jesus für alle in der Welt sein Leben gegeben. Wer wollte heute nicht bereit sein, in dankbarem Gedenken an Jesu Leiden und Todesnot an diesem Tage auch Entbehrungen und Einschränkungen auf sich zu nehmen."

Die Spenden aus dem "Freitagsopfer" in den Monaten März und April werden der Bischöflichen Aktion "Misereor — Gegen Hunger und Krankheit in der Welt" zur Verfügung gestellt.

Lebewesen auf anderen Planeten?

Die Meinungen führender Theologen

Von Otto Schüngel

Seit der "Lunik II" auf den Mond aufgeschlagen und die überkommene Bezeichnung "Mare tranquillitatis" (Meer der Ruhe) für das Gebiet seiner Landung Lügen gestraft hat, ist die Frage aufgetaucht, was die Seleniten oder Mondbewohner wohl gedacht haben, als die sowjetische Rakete mit großem Getöse auf ihren Himmelskörper prallte. Zwar ist das eine Scherzfrage, weil niemand an die Existenz von Mondbewohnern glaubt; aber auf anderen Sternen, innerhalb oder außerhalb unseres Planetensystems, wer weiß, ob nicht dort doch mit Vernunft begabte Wesen leben? Die Frage beschäftigt die Astronomen schon lange — und nicht nur sie. Auch die Theologen beschäftigen sich mit der Frage, was es für die Heilsgeschichte bedeutete, wenn plötzlich auf Mars oder Venus Wesen entdeckt würden, die unter den Engeln, aber über den Menschen oder auf gleicher Stufe mit ihnen stünden.

Das Problem taucht bereits zur Zeit des Galilei und des Kopernikus auf. Während für den heiligen Thomas die Erde noch das selbstverständliche Zentrum der Schöpfung ist, meint schon der Kardinal Nikolaus Cusanus (1401 -1464) in seiner "Docta ignorantia", es sei nicht auszuschließen, daß auch auf anderen Sternen Menschen oder menschenähnliche Wesen wohnen. Und der deutsche Theologieprofessor Joseph Pohle will in einem 1884 in Köln erschienenen Werk sogar den Nachweis führen, daß die Prinzipien der Philosophie und der Theologie die Existenz vernunftbegabter Wesen auf anderen Himmelskörpern zwingend verlangen. Sechs Jahre später wirft der Dominikaner Jakob Monsabré die Frage auf, ob nicht Gott das Erlösungswerk nur deshalb auf der Erde vollbracht habe, weil die Bewohner der Erde für ihn die verlorenen Schafe darstellten, die es zu retten galt, während die Bewohner anderer Räume ohnedies auf den rechten Pfaden wandelnten. Ungefähr um die gleiche Zeit vertritt auch der Italiener Secchi die Auffassung, es sei durchaus denkbar, daß auch auf anderen Sternen Wesen wohnen, die Gott loben und preisen; und vielleicht seien diese Wesen sogar besser und weiser als die Erdbewohner, weil sie möglicherweise nicht von Adam abstammen und somit vom Makel der Erbsünde verschont geblieben sein könnten.

Auf die Frage, ob außerirdische, mit Vernunft begabte Geschöpfe vom Stamme Adams wären oder nicht, hat sich die Diskussion auch in der zeitgenössischen theologischen Diskussion zugespitzt. Um es vorwegzunehmen: Die Theologen sind sich darüber noch keineswegs einig. Der Jesuit D. Grasso etwa veröffentlichte im Jahre 1952 in der führenden römischen Jesuitenzeitschrift "La Civiltà Cattolica" einen ausführlichen Artikel, in dem er die Abstammung außerirdischer Vernunftswesen von Adam und Eva ausschloß weil eine solche Abstammung die Auswanderung irdischer Menschen auf andere Planeten zur Voraussetzung habe. Außerirdische Vernunftwesen wären somit auch nicht der Erbsünde unterworfen, zumindest nicht jener, die unsere Vorfahren begangen haben, und könnten deshalb nicht vom neuen Adam, nämlich von Jesus Christus erlöst worden sein. Konsequent schließt Pater Grasso aus diesen Prämissen: "Wenn Bewohner außerirdischer Welten existieren, so stehen sie außerhalb jener Vorsehungsordnung, die sich in Erbsünde und Erlösung konzentriert. Für sie hat Gott einen Plan entworfen und ausgeführt, der nach Ziel und Mittel von dem für uns bestimmten verschieden ist — einen von den zahllosen Plänen, die im Hinblick auf Vernunftwesen möglich sind. Welcher Plan dies sein könnte, wissen wir nicht. Nur eine göttliche Offenbarung könnte uns darüber informieren." Im Gegensatz zu Pater Grasso hält der Dominikaner Raimondo Spiazzi die Abstammung außerirdischer Vernunftwesen von Adam und Eva durchaus für möglich. Angeregt durch die Landung des "Lunik II" auf dem Mond, veröffentlichte er just in diesen Tagen in der im Vatikan erscheinenden Wochenschrift "Osservatore della Domencia" einen Artikel, in dem er von der Hypothese ausgeht, daß etwaige Mond- oder Planetenbewohner von Adam und

---

WANDERLIED

im 20. Jahrhundert

Von Franz Ulrich Gass

Das Wandern ist des Bürgers Lust
mit frisch gestärkter Hemdenbrust,
das Wandern
Das kann kein Bundesbürger sein,
dem niemals fiel das Wandern ein,
das Wandern
Er fährt per Auto vor die Stadt,
wo's asphaltierte Wege hat
zum Wandern.
Er pumpt sich voll mit frischer Luft,
mit Auspuffgasen, Dieselduft
beim Wandern.
Der Vogelsang macht ihn so froh
aus seinem Taschenradio
beim Wandern.
Er geht fast tausend Schritte weit,
wobei der Bierdurst gut gedeiht
beim Wandern.
Er kehrt ins nächste Gasthaus ein
und läßt das Wandern wieder sein,
das Wandern.
Dann fährt er frohgemut nach Haus
und ruht sich auf dem Sofa aus
vom Wandern.
Im Fernsehn sieht er sich sodann
genüßlch eine Filmschau an
vom Wandern.
Er hat sein Pensum absolviert
und wird nun herrlich amüsiert
durchs Wandern —
der andern.

Eva abstammen könnten. Dementsprechend schreibt er ihnen, selbstverständlich immer in hypothetischer Form, auch die Erbsünde zu und muß daher zu anderen Ergebnissen gelangen als Pater Grasso. "Da Jesus Christus für alle Menschen gestorben ist,", heißt es bei Pater Spiazzi, "sollte man annehmen, daß auch jenen Bewohnern von Mond und Umgebung die Früchte der Erlösung zugewendet werden, allerdings über Wege, die wir nicht kennen, da wir nur wissen, was Jesus in der Heilsanordnung für diese Welt festgelegt hat, auf die er vor zweitausend Jahren herabgestiegen ist." Und weiter schreibt Pater Spiazzi: "Wenn der Status außerirdischer Wesen der der erlösten Natur ist, so kann die Erlsöung an und für sich auch durch die Fleischwerdung des Erlösers stattgefunden haben wie auf der Erde; an und für sich kann das Wort auch in anderen Welten Fleisch geworden sein, wo es auch eine andere Gestalt und einen anderen Namen als den Christi angenommen haben kann. Allerdings führen die Erklärungen des heiligen Paulus über den universalen Primat Christi zu der Annahme, daß auch in jeder anderen Welt, wenn eine Erlösung notwendig ist, diese durch den einen Christus vollbracht wird. Auf welche Weise? Man soll nicht zuviel forschen, wenn man nicht irren will."

Wie man sieht, eröffnen sich der Theologie bei dem Gedanken an die Existenz vernunftbegabter Wesen auf anderen Sternen ganz neue Perspektiven. Das kirchliche Lehramt hat sich dazu bisher noch nicht geäußert — und so bleibt das Gebiet vorderhand den Spekulationen der Theologen überlassen, die sich nur in einem einzigen Punkte einig sind: Daß die Existenz vernunftbegabter Wesen auf anderen Sternen vom Dogma weder behauptet noch ausgeschlossen wird, so daß jeder Katholik darüber seine eigene Meinung haben kann. Im übrigen ist die Frage ja doch sehr hypothetischer Natur. In der gleichen Nummer der "Osservatore della Domencia", in der sich Pater Spiazzi von der Theologie her mit der Existenz außerirdischer Vernunftwesen beschäftigte, erörterte der Direktor der Vatikanischen Sternwarte, P. O'Connel SJ, die Frage unter dem naturwissenschaftlichen Blickwinkel und kam dabei zu dem gleichen Ergebnis wie fast alle Vertreter der Astronomie Während er die Existenz von Leben auf den Planeten des Sonnensystems so gut wie ausschloß, mußte er seinen Lesern die Antwort auf die Frage nach der Bewohnbarkeit von Planeten anderer Sterne schuldig bleiben. Denn vorläufig hat die Wissenschaft noch nicht einmal den Beweis dafür geliefert, daß auch andere Sterne ebenso wie die Sonne von Planeten umgeben sind. –

Hygiene der Seele

Man braucht nicht unbedingt eine Villa zur Behaglichkeit. Schlagen wir uns das ruhig aus dem Kopf. Sogar eine Notwohnung kann ganz passabel sein und frohe Menschen beherbergen. Nur sauber müßte sie sein, so weit solide, daß man sie sauber halten kann.

Man braucht auch nicht notwendig einen Pelzmantel und ein Dutzend Anzüge. Aber immerhin: Frische Wäsche muß man haben zum Wohlbefinden. Hygiene nennen wir das, und den kultivierten Menschen erkennen wir daran, daß er Wert auf Hygiene legt.

Wir hätten weit mehr seelisch gesunde Menschen, also Menschen mit einem gewissen Maß an Humor, Geduld, Selbstbeherrschung, Mitgefühl — statt all der Neurosen und Komplexe und wie man derlei Modekrankheiten nennt —, wenn die Hygiene der Seele auch so verbreitet wäre wie die Hygiene des Körpers. Daß Menschen schwere Brocken einfach in der Seele liegenlassen, ist nicht so häufig. Wenn es wirklich passiert — die schwere Sünde —, dann sucht der gute Mensch sie loszubekommen: durch die Reue, durch die Beichte, durch ein gutes Werk. Man sucht es aus der Welt zu schaffen, so wie man den schweren Lehm der Feldwege aus den Schuhen klopft, wenn man von weiter Wanderung kommt. Aber es gibt etwas anderes, was die Seele krank machen kann: der Staub des Alltags, der feine graue Staub. Es ist im einzelnen nichts Schlimmes. Eine rasch hingeworfene Verlegenheitslüge, eine hämische Schadenfreude, kaum länger als eine Sekunde, ein Anflug von Neid, den man sich selbst kaum eingestand. Vielleicht meinen wir, wir hätten das wieder ganz vergessen und es sei spurlos an uns vorübergegangen. Aber nein — nur an den ganz Robusten, an den selbstgerechten Pharisäern geht das ganz spurlos vorüber. An wertvollen Menschen nicht. Man behält zwar nicht die Einzelheiten, aber man spürt Staub auf der Seele, den Staub des Alltags, der die Unbefangenheit, das Glück des Gutseins, den Frohsinn des guten Gewissens belastet. — Was tun? Wie hat damals der Inder geantwortet? Es ist noch gar nicht lange her, da fragte ein Missionar einen gebildeten Inder: "Betätigen Sie eigentlich Ihre Religon?" — "O ja, jeden Morgen, wenn ich erwache, lese ich ein Stück in den Veden, und dann . . . I purify my soul — dann reinige ich meine Seele."

Daß der Hindu uns das beibringen muß: die Seele reinigen, eine Hygiene der Seele zu pflegen.

Wenn wir zu Beginn und am Ende eines Tages einen stillen Augenblick einlegten, vielleicht nachdem wir einen guten Satz gelesen oder ein Gebet gesprochen haben und stille geworden sind, und dann vor den allheiligen Gott hintreten würden und sagten: "Habe Geduld mit mir, ich will es mit neuem gutem Willen wieder versuchen." Das würde uns Aktivisten in der Seele bescheiden machen. Das könnte die Zaghaften froher machen. Das würde trübe Gedanken wie giftige Nebel zerstreuen. Das wäre ein Reinigen der Seele.

Das regelmäßige Reinigen der Seele wäre eine heilsame Hygiene der Seele , und so eine Seele bliebe viel eher gesund im ungesunden Klima des modernen Lebens. . Also, bitte, nicht mehr entschuldigen mit: "Ich bin überarbeitet, gehetzt, nervös", sondern Hygiene der Seele treiben, dann sieht man alles mit froheren Augen an.

Entnommen dem Buch "Aus der Luft gegriffen"
von P. Dr. Franz Gypkens (Main-Verlag, Frankfurt)

Begegnung im Wartesaal

Erzählung von Fritz Miller

Ich fuhr in diese Stadt, um eine Angelegenheit zu regeln, die für mich von großer Wichtigkeit war. Aber alles ging schief. Meine Stimmung war denkbar miserabel, als ich im schmutzigen Regenwetter am Spätnachmittag durch das Menschengewühl der Innenstadt zum Bahnhof zurückkehrte.

Bis zur Abfahrt meines Zuges war noch Zeit. Ich ging in den Wartesaal. Er war brechend voll und schien mir genauso ungemütlich und freudlos wie hundert andere Wartesäle, in denen ich mehr oder weniger ungeduldig herumgesessen hatte. Es roch nach Bier, Hühnerbrühe, Zigarettenrauch und regennasser Kleidung.

Mich an den besetzten Tischen vorbeizwängend, suchte ich nach einem freien Platz und fand ihn endlich in einer Ecke, wo ein junger Mann allein saß. Ich ging hin, setzte mich und bestellte bei dem vorbeihastenden Kellner ein Cola und einen doppelten Steinhäger. Der Ober blieb stehen, hob die Augenbrauen und fragte über die Schulter zurück: "Einen —?" Ich wiederholte meinen Wunsch, und mit "Sofort, mein Herr" ging der Ober geschäftig fort.

"Seltsame Mischung, Cola — Steinhäger", sagte der junge Mann neben mir. Es war ein blasser Mensch mit dünnem, blondem Haar und dem unruhig schweifenden Blick, den Betrunkene haben, wenn sie ein Gespräch einfädeln wollen. Das fehlte gerade noch, dachte ich. Aber nun hatte ich bestellt und ein anderer Platz war nirgends frei.

Ein Mädchen klapperte auf hohen Stöckelabsätzen vorbei. "Hübsches Kind, finden Sie nicht?" sagte der junge Mann mit einem neuen Versuch, mich zum Reden zu bringen. Ich war entschlossen gewesen, mich auf nichts einzulassen und ihm unter keinen Umständen zu antworten; aber nun brummte ich zu meiner eigenen Überraschung: "Es geht."

"Was eine hübsche Frau ist, das höre ich am Schritt, glauben Sie mir", sagte der junge Mann. Er sah unruhig in die Runde, lächelte versonnen, nahm ein Paket Bierdeckel zwischen die flachen Hände und schlug sie, gleichsam bekräftigend, mit der Kante auf die gescheuerte Tischplatte.

Der Ober balancierte auf seinem Nirostatablett meine Getränke herbei: die Colaflasche, ein leeres Glas und den Steinhäger in einem zweiten Glas. "Einschütten?" fragte er. Ich nickte. Er goß von dem Steinhäger die Hälfte in das leere Glas. "So?"

Bitte

O Gott, streck' aus dein' milde Hand
und benedeie Leut' und Land,
auch halte nach der Güte dein
die wohlverdienten Plagen ein!
Erbarm' dich unser.
Ach ,segne, Herr, mit deiner Hand
die lieben Früchte auf dem Land:
Wend' ab Frost, Hagel, Donnerschlag
und alles, was uns schaden mag!
Erbarm' dich unser.
O Herr, zu deines Namens Ehr'
halt ab von uns der Feinde Wehr,
damit in Fried' und Einigkeit
dir dienen mög' all' Christenheit!
Erbarm' dich unser.
Erleucht', o Gott, mit deinem Geist
die Herrn und Fürsten allermeist;
dem rechten Glauben Sieg verleih',
daß nirgend Trug und Spaltung sei!
Erbarm' dich unser.

Ich nickte. Dann füllte er mit Cola auf. "Danke", sagte ich. Und schon war mein Nachbar wieder da. "Muß ich auch mal probieren", sagte er lächelnd. Er hatte ein frisches, jungenhaftes Lächeln, obwohl er offensichtlich betrunken war. Komische Type, dachte ich, und trank mein Glas halb leer.

Als ich es hinstellte, fragte er: "Schmeckt es?" Ich brummte: "Könnte besser sein." Er hob protestierend die Hände und sagte: "Das ist doch wunderbar, wenn man hier gemütlich im Warmen und Trockenen sitzen kann und trinkt, was man will! Da würde sich ja mancher ein Bein dafür ausreißen, meinen Sie nicht?" Nun, dachte ich, der ist ja wirklich einmalig. Ich warf ihm einen trüben Blick zu. Er aber schaute ganz glücklich und verklärt zum Kronleuchter hinauf. Ich leerte mein Glas und mischte nach.

"Wissen Sie", fing er schon wieder an, "ich fühle mich in so einem Milieu ordentlich wohl. Die Menschen, die Stimmen, die Gerüche —, da fühlt man, daß man lebt, daß man nicht allein ist." — "Aha", sagte ich trocken. Aber er ließ sich nicht beirren. "Ich genieße das alles", sagte er. "Man kann so etwas, ja, man kann so etwas genießen." "Aha", wiederholte ich. "Und diese prickelnde Atmosphäre", rief er aus. "Das kann man zu Hause nicht erleben. Man spürt förmlich die Erwartung, die Ungeduld, das Reisefieber, die Vorfreude, möchte ich sagen. Das haben nun alle diese Menschen, genau wie Sie und ich, gemeinsam. Wir sind wie eine Familie, wir sind im Grunde alle gleich. Wir alle warten immerzu auf irgend etwas. Und hoffen. Auch wenn wir enttäuscht sind. Gerade dann. Es ist angenehm zu wissen, daß man damit nicht allein ist." Er warf das Bierdeckelpaket auf den Tisch.

Ich wünschte ganz im Gegenteil, endlich allein zu sein und in Ruhe gelassen zu werden. Plötzlich wurde ich stutzig. Ich sah, daß er Limonade trank. Schließlich war ich doch davon ausgegangen, daß er etwa eine halbe Flasche Kognak vor sich stehen haben müßte. Ich fühle mich berechtigt, ihm nun meinerseits eine direkte Frage zu stellen: "Sind Sie eigentlich betrunken?"

"Ich", lachte er. "Aber woher denn? Von Limonade?" Meine Güte — der Mensch war tatsächlich stocknüchtern. "Warum sind Sie so gut gelaunt?" fragte ich gereizt. Wieder lachte er: "Ich sagte Ihnen ja, warum." Ich gab mir einen Ruck und interviewte ihn weiter: "Für so ein Nichts?" Seine Antwort war seltsam: "Das ist alles." Ich machte einen neuen Anlauf: "Verliebt, verlobt, verheiratet? Befördert? Geld gewon-

nen?" Er sah mich an. "Nein", sagte er schmunzelnd, "nichts". Ich hielt ihn für verrückt und hatte das Gefühl, ihm darin schon bedenklich auf der Spur zu sein.

Plötzlich sagte er: "Wie spät ist es?" Die Uhr hing riesengroß direkt vor unserer Nase. Dennoch ließ ich mich dazu herab, zu antworten. "Sofort sechs." "Oh, dann muß ich zum Zug", sagte er. "Würden Sie mich, ich meine, wenn es nicht zuviel verlangt ist, zum Bahnsteig begleiten?" fragte er. Das war nun wirklich stark. Er lächelte verlegen, als ich nicht antwortete, stand unsicher auf, tastete nach der Garderobe und nahm seinen Mantel. Ich riß die Augen auf: an einem der Mantelärmel sah ich eine gelbe Binde. Der Mann war blind, tatsächlich blind.

"Natürlich", sagte ich. Ich trank mein Glas aus, zahlte und brachte ihn durch die Sperre zum Bahnsteig. Merkwürdig, daß man sich bei derart kleinen Gefälligkeiten immer gleich wie ein besonderer Edelmensch vorkommt. "Ich wußte gar nicht, daß Sie, daß Sie —", stotterte ich, als wir an der Bahnsteigkante standen. "Die Sehenden sind blind", sagte er beiläufig und lächelte in sich hinein. "Das habe ich schon oft festgestellt", fügte er etwas später hinzu. Ich wollte etwas Bestimmtes wissen. Sein Zug lief schon ein, aber ich fragte: "Wie fühlt man sich, wenn man nichts sieht?" Seine Antwort war ausweichend, aber so, daß ich sie nie vergessen werde. Er sagte: "Als Blinder kann man sich gar nicht vorstellen, daß ein Sehender jemals ganz und gar unglücklich ist." Und plötzlich ernst werdend, ergänzte er: "Ein Sehender sieht doch. Er sieht — verstehen Sie?"

Ich brachte ihn ins Abteil. Er stellte sich ans Fenster. Als ich ausstieg, hörte ich ihn vom Fenster her rufen: "Hallo!" Ich ging hin. "Ja?" sagte ich. "Ich habe vergessen, mich bei Ihnen zu bedanken." Ich brachte ein paar konventionelle Höflichkeitsfloskeln an. Der Zug fuhr ab. Er blieb am Fenster und winkte. Und als der Zug die Halle verließ, merkte ich plötzlich errötend, daß auch ich winkte. Ich winkte ihm, und er konnte es nicht sehen.

Aber ich sah. Ich sah den Zug, diese riesige dunkle Schlange, wie sie sich elegant unter dem mächtigen, schwarzen Stahlbogen des Hallengewölbes hinauswand in den von der Abendsonne grellgolden und ganz unwirklich beleuchteten Abend. Ein wunderbares, phantastisches Bild — das vielleicht niemand außer mir beachtete. Ein unbeschreibliches Glücksgefühl stieg in mir auf. Ich wußte plötzlich, was mir nie bewußt gewesen war: Ich sehe, ich sehe —

Papst und Presse

Im Konsistoriensaal des Vatikanischen Palastes empfing Papst Johannes XXIII. unlängst die Teilnehmer des zweiten Nationalkongresses der katholischen Presse Italiens in besonderer Audienz. Seine Ansprache begann er mit dem Hinweis darauf, daß dieser Kongreß sich sozusagen auf zwei verschiedenen Ebenen abgespielt habe, und zwar auf der technisch-organisierten und auf der geistigen.

"Wir begreifen sehr wohl ihre Bedeutung", versicherte der Papst, "man braucht nur daran zu denken, daß vielleicht die geringere Sorge, welche die katholische Presse in der Vergangenheit den Problemen dieser Ebene zugewandt hat, daran schuld ist, daß diese Presse, aufs Ganze gesehen, nicht den Einfluß auf die öffentliche Meinung erlangen konnte, den andere technisch gut gemachte Blätter auf sie ausgeübt haben, Blätter, die durch ihre Aufmachung leicht zu Kanälen von Meinungen und Denkweisen wurden, die nicht in jedem Falle mit der katholischen Glaubenslehre übereinstimmten."

Zur geistigen Ebene übergehend sagte der Papst Johannes XXIII.: "Wenn euer Apostolat der Sache Gottes, der Kirche und den Seelen Gewinn bringen soll, ist es notwendig, stets das Ziel vor Augen zu haben, das zu erreichen ihr die Instrumente eures Berufes handhabt. Da sind in erster Linie die Waffen der Wahrheit. Der Bruch mit der philosophia perennis, den ein Teil des modernen Denkens vollzogen hat, machte viele gleichgültig im Blick auf die göttliche Wahrheit, als wäre diese kein passender Gegenstand für den menschlichen Verstand. Der moderne philosophische Relativismus wiederholt die Frage des Pilatus: 'Was ist Wahrheit?' (Joh. 18, 38). Aber ihr wißt wohl, daß Gott selbst in seinem Wesen Wahrheit ist: Christus ist Wahrheit (Joh. 14, 6) der Heilige Geist ist der Geist der Wahrheit (Joh. 16, 13). Der Widerstrahl dieses göttlichen Lichtes, so würde Dante sagen, durchdringt und durchstrahlt das All, hier mehr, dort minder; vor allem aber dringt er ein in das Innerste der Menschenseele, die gschaffen ist, die Wahrheit zu erkennen, und die geschaffen ist für die Liebe, die daraus fließt. Was verlangt die Seele, wenn nicht Wahrheit?, ruft der heilige Augustin aus. Darum ist es Pflicht jedes Menschen und mehr noch jedes Christen, die Wahrheit zu bekennen. In einer bestimmt eigenartigen Welt müßt ihr Journalisten aus eurem beruflichen Gewissen heraus der Wahrheit dienen, damit sie, die oft mit Füßen getreten und verraten wird, durch die Mittel der Unterrichtung triumphiere.

"Die katholischen Journalisten und Schriftsteller, sowie andere in diesem Bereich Tätige tragen", so fuhr der Heilige Vater fort, "darüber hinaus noch eine größere Verantwortung. Ihre Werkzeuge sind nämlich nicht allein Waffen der Wahrheit, sondern auch und vor allem Waffen der Caritas, bestimmt für die Erhebung der Geister, für den Aufbau des Guten und dazu, den Tugenden Eingang in die Seelen zu verschaffen. –

Reiches Kleid, armes Kleid, beides kann täuschen. Schauen wir einmal, was das arme Kleid des Marienboten birgt.

“Wer bin ich”?

Vom Schriftleiter

Nicht oft und auch nur ungern stellt sich der Mensch die Frage: “Wer bin ich?” Dagegen zeigt er sich höchst angeregt, wenn man diese Frage in andere Worte faßt, wie zum Beispiel: “Wer ist der Mensch?”, und dann als Antwort alle Schlechtigkeiten des Mitmenschen genau beschreibt und sortiert, um sie nachher noch sorgfältiger zu besprechen und zu beurteilen.

Es fühlt sich der Mensch immer irgendwie dem Bösen viel verwandter als dem Hohen, dem er entstammt. Seine Neigung dem Bösen zu treibt ihn durch alle Tages Stunden. Als wenn er im Bösen mehr zu Hause wäre als im Guten.

“Der Mensch wendet sich dem Nichts zu. Diese Richtung zum Nichts kommt zustande durch das Versagen der Eigenbewegung” des Menschen, schreibt der große Denker des Mittelalters, St. Thomas von Aquin. Der Stein rollt bergab, das ist des Steines Eigenbewegung. Des Menschen ureigene Bewegung ist die Bewegung seinem Gotte zu, dem Gott im Himmel und dem lebenden Abbild Gottes im Mitmenschen.

So sollte es sein. Doch wir versagen immer wieder, weil wir zu oft der Stimme unseres Wissens und Gewissens absagen. In der Nähe des Nichts — dort scheinen wir uns wohl zu fühlen. Stundenlang können wir uns darüber unterhalten, wie jeder, den wir kennen, und alles, dem wir uns fügen müssen, wahrstes “Nichts” ist. Moralisch nichts, an Intelligenz ein Nichts, an Ehrlichkeit eine große Null. Wir sind echteste Spezialisten der ins Nichts zerschlagenden Kritik. Weder die Würde der Menschen noch der Einrichtungen um uns herum gelten da noch.

Wollten wir dagegen einmal versuchen, uns über das Gute und wirklich Wertvolle im Mitmenschen zu unterhalten, dann wäre es bereits nach fünf Minuten mit unserem Gespräch zu ende. Aus Mangel an Ideen und Erkenntnissen ginge uns aller Gesprächsstoff bald aus, und wir würden feststellen müssen, daß auf diesem Gebiet einfach keine packende Diskussion aufkommen will.

Es gibt sehr viel Böses in der Welt, und alles Böse kommt vom Menschen, in dem es geboren und hochgezüchtet wird. So etwas gibt selbstverständlich viel Gedanken und Gespräch. Doch, soll das viele Böse etwa heißen, der Mensch sei seinem innersten Wesen nach das verkörperte Schlechte? Eine fleischgewordene Bosheit, lebend unter uns, der Welt zum Unheil?

Nicht ist schwerer als die Kunst, vom eigenen Ich wegdenken, fortdenken zu können. Mit allen unseren Gedanken und Wünschen kreisen wir immer um uns selbst herum, und das Maß, nach dem wir alles messen, alles, ohne Ausnahme: Gerechtigkeit, Liebe, Politik, Geschäft, Pflichten den Mitmenschen gegenüber und selbst die Religion, ist immer dasselbe: Das eigene Ich.

Es ist unser Ich in eine furchtbare Einsamkeit geraten. Es ist zum “Universum für sich selbst” geworden, in dessen Regionen alle Geister der Friedlosigkeit toben. Immer ist es in uns ohne Frieden, da es um uns herum zu viele andere Menschen gibt, die genau so wie wir selbst dem eigenen Ich leben.

Wir sind versklavt vom eigenen Ich. So versklavt, daß wir nicht einmal ein Vaterunser lang vom Ich fortdenken können, um unsere Gedanken anderen zuzuwenden, und zwar in derselben Freundlichkeit, mit der wir über uns selbst nachsinnen. Wollen wir ein Vaterunser beten und an Jenen denken, den wir als unseren Vater anrufen, kommt uns gleich die Zerstreuung. Zerstreuung aber ist nichts anderes als Gedanken und Vorstellungen, in deren Mitte das Ich steht.

Und doch sollten wir immer wieder den Versuch machen, vom eigenen Ich wegzudenken, um uns mit anderen zu befassen. Wir würden dann auf die Idee kommen, daß es in unserem Dasein nicht darum geht, zu erforschen, wer der Mensch sei — so wie ich ihn sehe, sondern daß die Frage heißt: “Was ist der Mensch, wie Gott ihn sieht?” Das stellt unser Problem in ein ganz anderes Licht. Anstatt nach dem Nichts und nach der Nichtsnutzigkeit des Menschen zu forschen, würden wir dann beginnen, andere Dinge im Mitmenschen zu ergründen.

Es gibt ein Maß, nach dem man messen kann, was der Mensch wirklich ist. Und dieses Maß ist des Menschen Urbild — Gott, als dessen Abbild wir erschaffen worden sind. Unsere Vergangenheit gründet in Gott, und mit der Vergangenheit auch unsere Gegenwart und unsere Zukunft.

Gott ist ewiges Dasein, ewiges Leben. Er ist, wie Er es uns in den erlösenden Schriften des Evangeliums offenbart, das ewige Leben der Liebe.

Diesem ewigen Leben der Liebe entstammen

wir, diesem lebenden Lieben sind wir nachgeformt, sind wir Ebenbild. Und damit ist auch des Menschen Gegenwart bezeichnet. Der Mensch ist ein Lieben. Ein verfehltes Lieben, wo er sich falschen Göttern zuwendet, ein rechtes Lieben, wo er versteht, daß das Lieben ein Geben ist. Ein Hinschenken seiner selbst an andere — "bis zum Tode am Kreuze", wenn es sein müßte.

In dieser Liebe gibt es kein Betrügen. Da heißt es ganz klipp und klar: "Wenn einer sagt: 'Ich liebe Gott', doch seinen Bruder haßt, der ist ein Lügner. Wenn einer nämlich seinen Bruder, den er sieht, nicht liebt, der kann auch Gott nicht lieben, den er nicht gesehen hat. Dieses Gebot haben wir von Ihm: wer Gott liebt, muß auch seinen Bruder lieben.' (1. Joh. 4:20,21).

Das ist der Mensch, wie Gott ihn sieht. Es ist der Mensch von Gott, und dieses Abstammen von Gott bestimmt des Menschen Wesen und des Menschen Gegenwart und Zukunft. Alles wird ihm eben dadurch, daß er Ebenbild Gottes ist, entweder zum Zustand des Heiles oder zum Zustand des Unheiles. Hier auf Erden und auch in der Ewigkeit, der wir täglich näherschreiten, ob wir es wollen oder nicht. Und wenn wir vom vielen Schlechten im Menschen hier auf Erden reden, wenn wir immer wieder darauf hinweisen, daß der Mensch tausendmal ähnlicher der Hölle sei als dem allheiligen Schöpfer, dann sind wir schon auf rechter Spur. Aber nur auf der Spur zur tatsächlichen Wahrheit. Jeder erfahrene Kaufmann rechnet immer nach dem "Soll und Haben": Was sollte ich haben und was habe ich wirklich? Und so steht auch vor uns die Frage: Was sollte ich sein — und was bin ich tatsächlich?

Wenn ich das sein soll, was ich wirklich bin: Ein liebloser, ichsüchtiger Mensch, dann, selbstverständlich, ist jedes Hoffen auf bessere Tage sinnlos. Wenn ich so sein soll, dann darf nämlich der andere auch so sein. Das wäre dann Sittengesetz — und der Mensch wäre dann ein Raubtier. Die Welt aber sinnlose Hölle.

Es lebt und wirkt in uns jedoch die Ähnlichkeit Gottes, und dieses, wie schon gesagt, uns zum persönlichen Heil oder zum persönlichen Unheil. Gottes Ähnlichkeit in uns drängt uns zum Heil, unser Absagen an die Liebe drängt uns und alle Welt und alle Zukunft zum Unheil.

Der tiefe Sinn der Nächstenliebe reicht bis in die letzten Gründe des Menschendaseins und der Ewigkeit. Die Früchte die er bringt, hier auf Erden, heißen: "Freude, Friede, Langmut, Wohlwollen, Güte, Vertrauen, Sanftmut, Keuschheit und Enthaltsamkeit". So steht es von Gott gesagt in der Heiligen Schrift (Gal. 5:22), und so steht es dem Menschen auch im Herzen geschrieben. "Offenkundig sind (aber auch) die Werke des Fleisches (der Ichsucht), zum Beispiel Unzucht, Unkeuschheit, Wollust, Abgötterei, Feindschaft, Streit, Eifersucht, Zorn, Zwietracht, Spaltungen, Parteien, Neid, Mord, Trunkenheit, Schlemmerei und anderes dergleichen" (Gal. 5:19).

Wer als gottähnlicher Mensch seinem Mitmenschen, dem ebenso gottähnlichen, wenn vielleicht auch sündigen und schwachen, gegenüberstehen kann, der weiß sich die Frage zu beantworten, die wir obenan gestellt: "Wer bin ich?"

Weil wir nicht fragen und nicht antworten, wissen wir nicht mehr, wer wir sind und was wir tun. Eines aber ist uns wohlbekannt: Gut kann es nicht enden mit unserem leichten Sinn, weder uns noch unseren Kindern und Kindeskindern. Es gibt ein Gesetzt, von dem der Segen oder Unsegen jeder Stunde meines Daseins abhängt. Und dieses Gesetz heißt: Liebe in Ewigkeit! –

Ringen mit Gott

O Gott, du hast uns geschlagen, o Gott, wir liegen im Aussatz unserer Wunden. O Gott, wir rufen zu dir, weil wir es nicht verstehen, o Gott, wir möchten rechten mit dir, o Gott, wir möchten kämpfen mit dir auf Tod und Leben. O Gott, was in uns allen brennt, das ist wie ein einziger Fluch über unser Schicksal, über alles, was kommen mag und was wir fürchten.

Aber, o Gott, wir danken dir, daß wir mit dir kämpfen dürfen, wie Jakob kämpfte im Grauen des Morgens. Wir danken dir, daß wir mit dir kämpfen dürfen, wie Job gekämpft hat im Aufbegehren gegen dich.

Aber, o Gott, wir bitten dich, laß uns spüren in diesem Kämpfen, laß uns spüren in diesem Ringen, wie du Brust an Brust, wie du Herz an Herz uns nehmen kommst, wie deine Liebe brennender uns nahe wird. Wie dein Wettersturm, der uns schlägt, das Übermaß deiner Liebe ist, die uns schlagen will, ja die uns niederschlagen will, ja — aber die uns öffnen will alle Mauern, die öffnen will alle Panzer, die zerfetzen will auch den leisesten Schleier, den wir um uns noch legen.

Brause du über uns, flamme du über uns, o gewaltiger Sturm Gottes, o gewaltiges Feuer Gottes. O nimm uns ganz, o nimm uns ganz und gar und restlos in diesen deinen Sturm, in dieses dein Feuer. Verzehre du uns als den Sturm deiner Liebe, verflamme du uns als die Flamme deiner Liebe! Amen.

Frau Hirschberg

Von Fritz Müller-Partenkirchen

Frau Hirschberg war unsere Näherin. Alle vierzehn Tage war Gewandappell für uns sechse — fünf Buben und ein Mädl.

"Hose, Röcke vorgewiesen! Heute kommt Frau Hirschberg, Kinder!" hieß es.

Und dann kam sie angewackelt und besichtigte zunächst im groben einen großen Kleiderberg mit Löchern, Triangeln, Aufschlitzungen, Ausfrasungen, Durchwetzungen, Unterlagsbedürftigkeiten und so weiter.

"Dss, dss, dss", machte sie mit einem sonderbaren Schnalzen, "dss, dss, ich sag's ja — die Bubn, die Bubn!"

"Frau Hirschberg", warf ich ein, "von unsrer Schwester ist nicht weniger zerrissen."

"So? No ja, no ja — aber d'Hauptsach' sind halt doch die Hosenboden bei die Bubn. Dss, dss, dss, wie sie's nur grad anstelln, möcht ich wissen . . ."

Aber es war nur eine rethorische Frage. Denn sie fuhr gleich weiter fort: "Dss, dss, dss, an Gußeisernen wenn man ihnen einsetzen tät hinten, Frau Müller, den täten s' auch zerreißen."

Beleidigt über den "Gußeisernen" gingen wir Buben aus dem Zimmer.

"Ja, schaun S' nur grad her, dss, dss, dss, hörten wir noch draußen auf dem Gang.

Aber wenn wir wiederkamen, war aller Schaden repariert.

"Dss, dss, dss, machte Frau Hirschberg, "und wenn ich wiederkomm' in vierzehn Tagen, werd'n Ihre Herrn Bubn hoffentlich nicht wieder gar so viel zerrissen habn, Frau Müller. Dss, dss, dss, es ist ja ganz aus der Weis' heutzutage, so a Wildigkeit hat's doch zu meiner Zeit net gebn, Frau Müller. So, und jetzt pfüt God beisammen . . ."

Frau Hirschberg hatte einen festen Tagessatz. Eine halbe Mark bekam sie für den Tag bei freier Kost, eine halbe Mark . . . Seit Jahren schon. Mehr nahm sie nicht, um keinen Preis. Ich weiß noch gut, wie sie die Mark zurückschob, die die Mutter geben wollte.

Frau Hirschberg hatte einen Sohn. Der ging vor vielen Jahren nach Amerika. Auch von uns fünfen wollte einer übers große Wasser.



Du Eine, du Reine, du Gnadenvolle, du Mutter unseres Herrn! Uns armen, verirrten, die Heimat Suchenden, leuchtender Morgenstern. Ganz schön und ohne Makel warst immer du, des Herrn. O denk in deiner Seligkeit der Kinder, die noch fern! Du makellose Jungfrau du, bist Mutter uns so gern. O zieh in treuer Mutterlieb uns all hinauf zum Herrn!

Lena Apelt, Kronach

"Also nacha, Herr Hans, net wahr: grüßen S' mir mein' Alois halt, wissen S' . . ." und dabei beugte sie sich mit plötzlich intensiver Sorgfalt tief über einen Hosenboden unsres Jüngsten.

"Wo wohnt Ihr Sohn, Frau Hirschberg?"

"Ja die Straßen weiß ich nimmer, ich hab mir denkt . . ."

"Den Ort, Frau Hirschberg, mein' ich."

"Den Ort? Halt in Amerika, Herr Hans, Sie müssen ihn schon finden, wenn —." Hans wollte lachen. Aber Mutter winkte mit den Augen.

"— wenn Sie sich umschaun, gelt, das tun Sie? Und sag'n S' halt dann an schönen Gruß, an schönen Gruß . . ."

Noch tiefer beugte sie sich über ihre schwere Flickarbeit. Fast nicht mehr aufschau'n wollte sie. Und das heiße Bügeleisen machte an der Stelle, wo die alten Augen gerade drüber waren, einen Zischer . . .

"Jawohl, Frau Hirschberg", sagte Hans mit starker Zuversicht, "ich find' ihn schon, den Alois."

Unter siebzig Millionen Menschen in einem Riesenlande, wo kein Mensch sich um den andern kümmert . . .

Von da ab, wenn sie kam, vergaß sie auf das "Dss, dss, dss . . ." und fragte vorher regelmäßig: "Nun was schreibt der Herr Hans? Hat er ihn schon g'funden?"

Hans fand ihn nie, den Alois. Wir aber fanden nur zu bald, daß dieser Sohn ein Taugenichts gewesen war und ein gerüttelt Maß von Herzeleid über seine Mutter ausgoß, ehe er nach drüben ging vor Jahren. Freilich — freilich — mit der Liebe einer Mutter hat das alles nichts zu tun. Und uns war es gar nicht wohl, wenn wir vierzehntäglich auf ihre Frage sagen mußten: "Nein, noch nicht, Frau Hirschberg — aber er wird ihn schon noch finden."

Dann kam ein Flicktag, wo Frau Hirschberg ausblieb. Seit dreizehn Jahren oder so zum erstenmal. Da wanderte die Mutter auf den

Unteranger Nummer 36, stieg die steilen Treppen aufwärts, klopfte und trat ein: "Nun, Frau Hirschberg, krank?"

"Oh mei' wie mich des freut, daß Sie kommen, dss, dss, dss, und der Herr Sohn ist auch dabei, dss, dss, dss, ja, was wäre denn jetzt net des . . ."

"W e es Ihnen geht, Frau Hirschberg, möchten wir auch wissen."

"Oh mei',morgen bin ich wieder auf, es ist ja nicht der Rede wert, nur a bisserl schwindlich, dss, dss, dss, wissen S'."

Wir wußten's nicht. Aber der Arzt, der nachher kam, der wußte es und sagte auf der Treppe ruhig und freundlich: "Wie lange noch, meinen Sie? Drei, vier Tage vielleicht. Da sind wir leider hilflos. Aber einen Kummer hat sie — nicht? Sie spricht da immerzu von einem Sohn . . ."

Am nächsten Tag ging ich nach der Schule auf den Unteranger. Die alte Näherin war matt, so matt. Aber in den Augen brannte es. Brannte es stets von derselben Frage:

"Nun hat er ihn gefunden, meinen Alois?"

"Nein, Frau Hirschberg, aber mir hat Hans geschrieben, er sei ihm auf der Spur." Ich weiß nicht, wie mir diese glatte Lüge plötzlich auf die Lippen kam. Und erschrocken war ich erst, als ich die Wirkung sah. Auf schrie sie vor Freude.

Zwei Tage drauf ging es zu Ende. Meine Mutter war noch vormittags bei ihr. Und nachmittags kam ich auch nochmal. An einem Ansichtskartenhändler ging mein Weg vorbei. "Haben Sie eine Karte von New York?" fragte ich im Laden.

"Ja, diese mit der Freiheitsgöttin — schön, nicht wahr?"

Dann schrieb ich auf die Karte. Fest und sicher — an mich selbst. Und mit Absicht klebte ich die gebrauchte Washington-Zwei-Centmarke aus meinem Markenbuch darauf. Mit dem Leim des Ansichtskartenhändlers . . .

Vor der Türe nahm ich einen Anlauf.

"Frau Hirschberg, Frau Hirschberg, schau'n Sie her, der Hans schreibt eine Karte — er hat ihn jetzt gefunden, den Alois — ja, freilich, freilich — ja, das da vorne ist der Hafen von New York — die Freiheitsstatue, jawohl — da lesen Sie es selber, was darauf steht, Frau Hirschberg."

Sie war nun doch zu schwach dazu.

"Dss, dss, dss, bittschön, lesen Sie mir's vor. dss, dss, dss."

Ach, wie klang es matt, dies altgewohnte "Dss, dss, dss."

Und wie hell und sicher meine Stimme, womit ich vorlas:

"Lieber Bruder! Denke dir, soeben traf ich den Herrn Alois Hirschberg. Es geht ihm gut, sehr gut. Er sieht vortrefflich aus. Seine Mutter läßt er herzlich grüßen. Bald schreibt er selber . . ."

Was soll ich weiter sagen?

Mit dieser Karte in den alten nadelzerstochenen Händen starb sie noch am gleichen Abend.

Mutter war von ihr zur Testamentsvollstreckerin erbeten worden. Ich seh sie noch vor mir, die alte Lade, wo sie ihre Schätze hatte. Lauter Fünfzigpfennigstükke in kleinen Rollen mit Papier umwickelt. Und darauf stand deutlich aufgezeichnet:

"Für meine Beerdigung",
"Für den Vinzentiusverein",
"Für die Blindenanstalt da und da."

Sieben Päckchen waren es im ganzen, alle mäßig hohe Pfeilerchen von Fünfzigpfennigstücken. Und das letzte Päckchen war:

"Für meinen Alois."

Alle Päckchen, bis auf dieses letzte, haben wir in Treuen der Bestimmung zugeführt.

Das siebte aber habe ich mit Siegellack petschiert. Und so lange, bis der Alois kommt und es sich holt, so lange liegt's auf meinem Schreibtisch als Briefbeschwerer.

Der Alois wird es schon verzeihen. –

Wenn Gott wesenhaft Liebe ist und wir nach seinem Bild und Gleichnis erschaffen sind, dann sind auch wir unserem Wesen nach Liebe, und jede Nichtliebe ist Untreue gegen unser innerstes Wesen.

Immerdar gebiert die Kirche in Schmerzen den einen Christus in seinen Gliedern. Hl. Augustinus

Der Mann auf dem Stein

Von Joseph Kamp

Vor etwa einer Stunde war ein Anruf gekommen. In einem Vorort der Stadt wurde seine Hilfe gebraucht. Der Fall gebot Eile, und wenn die Frau auch geseufzt hatte, war er doch ohne Zaudern in den Wagen gestiegen.

Aber nun lag er hier fest! Weit im Rücken der Stadt, an der Bundesstraße 54, Kilometerstein 7. Die Kühlerhaube hochgeklappt, fingerte er ratlos am Motor herum, denn seine technischen Kenntnisse reichten nicht weit. Er kam auch nicht dahinter, woran es hier fehlte. Gefährlich viel Zeit ging darüber verloren. Das beunruhigte ihn, seine Hilfe kam unter Umständen darüber zu spät! Was fang ich nur an? begann er zu grübeln.

Die Bemühungen um den Wagen gab er als aussichtslos auf. Nervös steckte er eine Zigarette an und trat auf die Straße. In der abenddunklen Ferne blitzte ein Lichtkegel auf: ein Auto kam heran. Er begann eifrig zu winken, doch der Wagen fuhr weiter, und so ging es noch oft. Scheinwerfer auf Scheinwerfer fraß sich durchs Dunkel, doch der Winkende am Wege kam zu keinem Erfolg. Endlich ließ er sich resigniert auf einem Kilometerstein nieder. Er nahm den Kopf in die Hände, er gab alles verloren. Den ganzen Tag war er beruflich auf den Beinen gewesen, und nun ging es ihm so! Seine Frau hatte sein Fortgehen mit einem Seufzer quittiert! Zu oft war sie allein, da die Pflicht ihn nach der Sprechstunde des Abends noch rief. Wie heute zum Beispiel!

Über solche Gedanken ließ er Fahrzeug auf Fahrzeug unbeachtet vorbei.

Dann näherte sich ein Lieferwagen. Der Mann hinter dem Steuer sah den Mann auf dem Stein. Sah den Wagen daneben, die Kühlerhaube geöffnet. Auch sah er mehrere Fahrzeuge auf der Strecke voraus. Und keines doch hielt!

Warum hielt aber denn keins? Der Mann da auf dem Stein ließ sich nicht übersehen! Ebensowenig seine hilflose Lage! Mußte er

denn erst kommen, um in die Bresche zu springen? Sicher hatten die da vor ihm es nicht eiliger als er! Wenigstens nicht alle! Er befand sich allerdings auf dem Wege nach Haus. Aber immerhin hatte er drei Tage hinter dem Steuer gesessen! Eine Fernfahrt für seine Firma hatte ihn arg strapaziert. Nun wollte er heim! Zu seiner Frau in der Vorstadt. Und ohne sich noch aufzuhalten, wollte er heim! Wenn man eben ein gutes Jahr verheiratet ist und drei Tage und drei Nächte voneinander nichts hörte, kann man Grund genug haben, schnell heimwärts zu kommen!

So dachte er also, dieser Mann mit dem Lieferwagen. Nach drei Tagen Fahrt! Und genauso wie die anderen wollte er schnell an dem Mann auf dem Bordstein vorbei.

Aber da hielt er doch schon! Und er glomm aus dem Wagen und näherte sich jenem.

“Schönen guten Abend!”, sprach er ihn an. “Sie sitzen wohl fest.”

Der Mann auf dem Stein schnellte wie elektrisiert hoch.

Schon hatte sich der Fahrer über seinen Motor gebeugt. Doch mit kundigem Blick ließ er sofort davon ab. Er schüttelte den Kopf und meinte bedauernd: “Aussichtsloser Fall! Sie kommen nicht umhin, den Wagen abschleppen zu lassen!”

“Herrgott!” keuchte der andere.

Haben Sie Eile?”

“Eile?! — Und wie! Ich bin nämlich Arzt! Unter Umständen können hier Minuten entscheiden!”

“Dann steigen Sie bei mir ein. Ich bringe Sie über!”

Der Arzt holte seine Tasche und schloß den Pkw ab.

“Wohin?”, fragte der Fahrer am Eingang der Stadt.

“Gartenstraße 71!” bekam er zur Antwort.

Einen Augenblick verschlug es dem Kraftfahrer die Sprache. “Wohin?” — keuchte er dann.

“Gartenstraße 71!” wiederholte der Arzt.

“Zu einer Geburt?!”

“Ja nickte jener.

“Herrgott —!”, rief da der Fahrer “Meine Frau! Meine Frau!”

Den Arzt riß es mit. Keiner aber wagte es, auch nur ein Wort noch zu sprechen. Der Fahrer legte zu, er fuhr los wie der Teufel, er hatte heilloses Glück, daß ihm nichts in den Weg trat.

Als die Hebamme den Arzt gewahrte, atmete sie auf. “Herr Doktor!”, rief sie erlöst. “Herr Doktor — es eilt!”

Es eilte wahrhaftig. Nur wenige Minuten später — und alle Mühe und Hilfe wären zu spät gewesen. So aber wurden Mutter wie auch Kind noch gerettet, und nie mehr vergaß der Kraftfahrer jenen Mann auf dem Stein . . . –

“Ich spreche dich los...”

Von Josef Schora

Pater Raymund schloß die Türe, schaute noch einmal in die Kammer, und ging dann auf sein Zimmer.

Er hatte Sari fortgeschickt. Es war ihm nicht leicht gefallen, den Hausburschen zu entlassen. Er hatte ihn oftmals verwarnt, aber Sari ließ das Stehlen nicht.

Pater Raymund dachte an die ersten Wochen seines Wirkens auf dieser Insel. Sie lagen schon Jahre zurück. Harte Arbeit war es gewesen, die ihn hier erwartet hatte. Eine Christengemeinde, die sich über zwanzig Dörfer erstreckte! Tagelang war er durch das Gebirge geritten, um Kranke zu besuchen, Kinder zu taufen und Gläubige und Katechumenen zu unterrichten. Wenn sich der Abend nahte, war er irgendwo neben seinem Pferd niedergesunken; von den Anstrengungen des Tages übermüdet, von Hunger und Durst gequält. Manchmal hatte er auch in der Hütte eines Malaien sein Lager gefunden. Aber das war nur selten gewesen. “Zwanzig Jahre sind es her”, dachte der Priester. Und er sah das Antlitz seiner Mutter vor sich, so wie sie damals am Kai stand, als das Schiff zu der großen Fahrt übers Meer ablegte.

Vielleicht würde er bald bei ihr sein. Seine Oberen hatten ihm mitteilen lassen, daß er in diesem Jahr seinen Heimaturlaub antreten könnte. “Zwanzig Jahre”, dachte er, “sicher habe ich einen Urlaub verdient.”

Draußen regte sich der Wind. Er verfing sich in den Wipfeln der Bäume und trug eine leichte Kühle in das Zimmer.

“Wo mag Sari jetzt sein”, dachte der Pater, und er spürte, daß die Sorge um den Jungen ihn nicht verlassen hatte. Wieder kam die Erinnerung, —

Auf einem seiner Ritte durch den Urwald war es gewesen, als er Sari fand. Er lag auf einer Reismatte nahe dem verglimmenden Feuer. Der Tod hatte nach dem Kind gegriffen. Der gelähmte Körper war von häßlichem Ausschlag bedeckt. Röchelnd ging der Atem.

Pater Raymund zögerte nicht lange. Er mietete einige Träger und ließ Sari zur Missionsstation bringen. Am anderen Tag nahm ihn das Motorboot der Regierungsbeamten mit zu der großen Nachbarinsel, wo er in das Hospital gebracht wurde.

Monate später erhielt der Missionar die Nachricht, daß Sari gerettet war.

Die Kosten für die Pflege des Jungen waren hoch. Pater Raymund hatte einige Ersparnisse. Es waren Gelder, die ihm seine Freunde aus der Heimat geschickt hatten. Sie waren für den Bau einer Kapelle bestimmt. Nun wurden die Rechnungen damit bezahlt, die ihm die Verwaltung des Krankenhauses vorlegte.

Sari kam auf die Missionsstation. Er arbeitete in der Werkstatt und im Hause. Er war fleißig. Dann kamen Diebstähle vor. Der Junge leugnete; schließlich gestand er sie ein. Er gelobte, sich zu bessern; aber nach kurzer Zeit stahl er wieder.

“Vielleicht wäre es besser gewesen, ich hätte ihn nicht nach Hause geschickt”, dachte der Priester, “ich hätte gütiger sein sollen. Aber nun ist es zu spät. Sari ist fort!” —

Der Priester richtete sich plötzlich auf. Schleichende Schritte waren auf dem Kiesweg vor dem Hause zu hören. Rasch kleidete er sich an. Dann wurde geklopft. Dreimal fiel pochend ein harter

Entstellt



"Ich bin ein Wurm und kein Mensch, das Gespött der Leute und dem Volke verächtlich." — "Wir sahen ihn, und keine Schönheit war an ihm." So sahen einst Propheten den kommenden Heiland, sahen ihn mit prophetisch erleuchtetem Sinn. So sahen ihn auch, aber mit leiblichen Augen, jene haßerfüllten Menschen, die im Hofe des Pilatus tobten, als der Richter den durch die Geißelung und Dornenkrönung entsetzlich zugerichteten Jesus wieder dem Volke vorführen ließ und ihn vorstellte mit den Worten: "Ecce homo! Seht doch, den Menschen!" Was wollte Pilatus eigentlich damit erreichen? Er hoffte, so den wahnsinnigen Haß und Rachedurst, die Blutgier der verhetzten Massen zufriedengestellt zu haben, indem er Jesus so furchtbar hatte züchtigen lassen. Vielleicht war der so kalte Römer selbst ein wenig ergriffen, als er den Schmerzensmann in seinem Elend sah, und er glaubte, der Anblick dieser Jammergestalt müßte diese Menschen, die doch nicht ohne alles menschliche Fühlen sein konnten, auch erschüttern und das Mitleid in ihnen wecken. Nun würden sie wohl, so rechnete er, sich zufrieden geben und nicht weiter den Tod dessen verlangen, dem sie doch nichts Böses vorwerfen konnten, der doch kein Verbrecher war und trotzdem so furchtbar mißhandelt worden war, daß Pilatus sagen konnte: Ecce homo! Schaut euch diesen Menschen an! Ist er überhaupt noch ein Mensch, den man hassen könnte und nicht lieber sich seiner erbarmen möchte? Habt ihr nicht einen Funken Mitleid mit ihm? Aber Pilatus hatte bei seiner Überlegung den Haß der verhetzten Massen unterschätzt; er hatte diesen entmenschten Massen zuviel menschliches Gefühl zugetraut. Es regte sich nichts derartiges in diesen Herzen. Ihre entsetzliche Antwort auf diesen Appell des Richters an ihre Menschlichkeit war der furchtbare Schrei: "Weg mit dem! Ans Kreuz mit ihm!" So war dieser gutgemeinte Versuch des Pilatus, Jesus vor dem Tod zu retten, fehlgeschlagen, und so mußte der Herr den Kreuzweg gehen, beladen mit dem Kreuz, das ihm blinder Haß aufgebürdet hatte, verurteilt ,daran zu sterben.

Die da im Hofe des Pilatus das "Ecce homo" nicht verstehen wollten, und die dann den unschuldig Verurteilten auf dem schrecklichen Kreuzweg mit ihren höhnischen Reden und Quälereien begleiteten; die da so taten,als ob sie von diesem Menschen nie etwas Gutes gesehen und gehört und nie etwas Gutes von ihm empfangen hätten, sie sind auch in unserer Zeit nicht ausgestorben, sondern setzen ihr unmenschliches Treiben fort gegen Jesus in seiner Kirche. Ecce homo! Ja, das stimmt; so ist es! denken und sagen sie von der Kirche. Ecce homo! Sie ist nur ein Mensch, nur eine menschliche Gestalt und Erscheinung, mit vielen, allzu vielen Menschlichkeiten. Sie ist sogar oft eine Menschengestalt ohne Schönheit und Würde, an der von ihrer Göttlichkeit, die sie zu haben behauptet, nichts zu sehen ist. Man braucht nur das Tun und Treiben mancher Priester und vieler Christen etwas näher unter die Lupe zu nehmen, und gleich sieht man das Menschliche, Allzumenschliche oder gar Unmenschliche dieser angeblich göttlichen Kirche. Ecce homo! Es ist alles in ihr nur menschlich, und es geht recht menschlich in ihr zu. Die Kirche behauptet zwar, der auf Erden fortlebende und fortwirkende Christus, der die Welt erlöst, zu sein. Aber ihre Erscheinung, ihr Wirken sieht oft ganz anders aus, recht menschlich. Darum weg mit ihr! Ans Kreuz mit ihr!

Es gibt in unserer Zeit viele kirchenfeindliche Menschen und Mächte, die darum vor allem so ablehnend, ja haßerfüllt sind gegen die Kirche, weil sie nur Menschliches an ihr sehen, aber dabei ihr wahres Wesen und Wollen nicht sehen oder sehen wollen, nämlich den göttlichen Erlöser in Menschengestalt. Wie Christus Mensch wurde, ohne aufzuhören Gott zu sein, und in seiner menschlichen Natur die Welt erlöste, so will er auch sein Werk fortsetzen durch Menschen, die Glieder seines geheimnisvollen Leibes, aber immer noch Menschen mit ihrer menschlichen Natur und Eigenart sind. Sie sind auch als Christen

---

Gegenstand gegen die Türe.

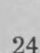
"Ich bin es, Sari, meldete sich der Junge.

Pater Raymund öffnete. Sari trat ein. "Pater, verzeih' mir", stammelte er. "Ich werde niemals mehr stehlen. Ich weiß, daß ich schlecht gehandelt habe. Du warst immer so gut zu mir."

"Ich habe dir schon verziehen", antwortete der Priester. "Du darfst hier bleiben."

Pater Raymund wollte noch etwas hinzufügen. Doch entsetzt blickte er auf Sari, der ein Buschmesser gezogen hatte. Er erhielt einen Schlag. Blutüberströmt brach er zusammen. Noch einmal versuchte er sich zu erheben; doch seine Kräfte verließen ihn.

"Ego te absolvo", flüsterte er. "Ich spreche dich los!" Seine brechenden Augen waren auf den Mörder gerichtet. "Ich verzeihe dir", sagte er noch einmal. Doch Sari wandte sich ab. —



und auch als Priester echte Menschen. Wo aber Menschen am Werke sind, da wird sich immer wieder das Menschliche zeigen, ja es kann leicht sogar zu untermenschlichen, menschenunwürdigen Dingen kommen. Diese menschliche Seite der Kirche kann und braucht man auch gar nicht bestreiten. Aber man darf doch nicht bloß dieses Menschliche an ihr sehen und hart verurteilen, sondern man muß billigerweise hinter dieser menschlichen Seite die wahre Würde und Größe sehen und all das Große, das sie wirkt, und all den Segen, den sie verbreitet. Man darf nicht darauf vergessen, daß doch letzten Endes Christus durch seine Kirche, auch wenn sie ein menschliches Kleid trägt, die Menschheit erlösen und selig machen will.

Wenn wir also das Ecce-homo-Bild sehen, sei es von Malerhand dargestellt, oder sei es auch, daß uns dieses Bild in irgendeiner Menschlichkeit der Kirche anschaut,selbst wenn es so entstellt wäre, daß man es kaum mehr als Bild des Gottmenschen erkennen könnte, dann wollen wir nicht wie die Menge im Pilatushof schreien: "Weg mit ihm!" Statt dessen wollen wir zu denen gehören, die dem Herrn in seinem Elend wie Veronika un ddie weinenden Frauen ihr tätiges Mitleid zeigen. Wir wollen es darum tun, weil wir glauben, daß auch das entstellte Angesicht der Kirche der "Ecce homo" aus dem Pilatushof ist, der ja gerade in seiner Jammergestalt die Welt erlöst. Und überdies wollen wir alle, ob Priester oder Gläubige, bei Betrachtung des Ecce-homo-Bildes uns daran erinnern, daß wir nicht duch unsere Menschlichkeiten das Bild Christi in seiner Kirche enstellen und zum Gespötte seiner Feinde werden lassen. So hat uns der Apostel Paulus zum Anfang der Fastenzeit gemahnt: "Wir wollen niemand einen Anstoß geben, damit nicht unser Dienst (unser Christentum) in Verruf komme." Es sollen die Gegner Christi und seiner Kirche nicht hönisch auf uns zeigen und gehässig rufen: Ecce homo! Nur Menschlichkeiten! Wo ist denn das Göttliche an eurer Kirche? Sie sollen sehen, daß dieser "Ecce homo" doch der göttliche Erlöser ist.

J. St.

Hundert Schafe und ein Hammel

Von Jo Hanns Rösler

Hundert Schafe sind eine schöne Herde. Zehn Bienenvölker lassen einen Sohn studieren, hundert Schafe geben zwei Töchtern das Heiratsgut. Schafe sind besser als ein Wald. Einen Wald kann man nur einmal abholzen, Schafe kann man zweimal im Jahr scheren. Man braucht auch nicht viel Verstand, sie zu hüten. Und hätte man ihn vorher, verlöre man ihn bald im täglichen Umgang mit den Schafen.

So kam eines Tages einer zu mir, der hundert Schafe hielt, und sagte: "Meine Schafe sind krank. Ich hatte zweihundert, jetzt sind es nur noch hundert. Wißt ihr mir keinen Rat?"

Ich wußte einen.

"Geht zu einem Tierarzt", sagte ich ihm.

"Nein!" wehrte er entsetzt ab, "so ein studierter Mann nimmt viel Geld und eines Tages wäre ich auf diese Weise meine Herde los. Aber sie haben doch viele Bücher, ist da kein Wunderdoktorbuch darunter? Ich will es nicht umsonst. Ich habe daheim fünf Gänse. Ich bringe Ihnen eine davon."

Das ließ sich hören. Eine Gans ist auf dem Tisch eines Schriftstellers noch immer ein seltener Vogel. Während der Schäfer heimging, das Tier zu holen, wälzte ich im Wunderdoktorbuch, dessen Titelblatt mit Hexen, dem gehörnten Teufel und echten Höllenhunden bemalt war. Das Buch hatte Gutenberg noch selbst gedruckt. Ich fand das Mittel. Als der Schäfer mit der Gans zurückkam, sagte ich es ihm:

"Beiß mit den Zähnen von der ersten Birke, die du auf dem Heimweg findest, die Rinde eines Zweiges herunter und behalte sie so lange im Mund, bis du wieder bei deinen Schafen bist. Dort winde sie um einen Zaunstecken der Weide und deine Schafe sind gerettet."

Der Schäfer bedankte sich überschwenglich und am Sonntag gab es bei mir Gänsebraten.

Vier Wochen später kam der Schäfer abermals. Er trug eine zweite Gans unter dem Arm. "Ihr Mittel war gut, aber nicht gut genug", sagte er, "fünfzig Schafe sind gestorben, aber fünfzig leben. Wißt Ihr kein stärkeres Mittel, die fünfzig zu retten?"

Ich schielte auf die Gans und nickte: Ich wüßte schon eines. Aber dieses kostet zwei Gänse. Holt die zweite und ich will euch das Mittel gern verraten."

Ich hatte am Sonntag meine gutgläubigen Gläubiger bei mir zum Essen und für so viele Menschen reicht eine Gans nicht aus. Der Schäfer brachte die zweite Gans und ich sagte:

"Nimm einen Spaten und stich ein handgroßes Stück Grasnarbe von der Schafweide, ein Stück, auf dem eines deiner Schafe mit dem linken Vorderhuf stand, und stecke dieses Stück Gras auf den First deines Schafstalles, du wirst die Wirkung sehen."

Der Schäfer sah die Wirkung.

Vierzehn Tage später kam er zurück, diesmal mit zwei Gänsen. "Dein Mittel war gut", rief er, "diesmal sind mir nur fünfundzwanzig Schafe gestorben, welch ein Erfolg! Gib mir ein neues Mittel, die fünfundzwanzig zu retten."

Ich hielt es parat. Es stand dick gedruckt im alten Zauberbuch. "Pflücke eine Handvoll frischer Beeren vom Wacholderstrauch wie er am Wege wächst, steck sie um Mitternacht in den Mund und bespucke am Morgen mit je einer Beere jedes Schaf von hinten genau zwischen die Ohren . . ."

Eine Woche später war der Schäfer ohne Schafe. Er kam zu mir ohne Gans und ohne Herde.

"Wißt Ihr kein neues Mittel?"

Ich sagte: "Mittel wüßte ich genug, aber du hast keine Schafe und keine Gänse mehr. Wozu brauchst du das Mittel?"

"Für den Hammel."

"Wie, ein Hammel ist dir geblieben?"

Er nickte: "Ja. Der Hammel bin ich, daß ich zu dir gegangen bin und nicht zu einem Tierarzt."

Weder Leibverachtung noch Leibvergoetzung

Von Otto Ritter

In Reinhold Schneiders Dichtung "Innozenz und Franziskus" fragt der Vorsteher einer mittelalterlichen Sekte, welche sich die Katharer, das heißt die "Reinen" nannte, eine Gräfin, die in die Reihen der Vollkommenen aufgenommen werden will: "Was achtest du von der Erde?" Die Gräfin antwortet: "Ich habe mich schwarz gekleidet, als ich die Hölle des Fleisches erkannte." Der Vorsteher belehrt die Gemeinde: "Alle Speise ist unrein und die blutige zumal. Nichts Fleischliches dringt in den Himmel."

Es muß eine tiefe Versuchung des Menschen sein, all die Mühsal und Armseligkeit seines Leibes abzutun und den Körper einem Gefängnis gleich zu achten, das den Geist einsperrt und aufgebrochen und vernichtet werden muß. Aber so wird man nicht mit der Wirklichkeit des Leibes und der Welt fertig. Die Kirche hat immer mitten in der Armut des Menschseins auch den Stempel Gottes gesehen, den dieser dem Leib als seiner Schöpfung aufgeprägt hat.

Unsere Zeit geht einen anderen Weg. Gewiß weiß sie um das Verwelken von Welt und Leiblichkeit. Aber sie fixiert ihren Blick auf einen bestimmten Ausschnitt der Welt, dahin wo sie blüht und schön ist und der Menschenleib kraftvoll ist und voll Anmut. Die andere Seite wird nach Möglichkeit unterschlagen. Welchen Menschenleib und welches Menschengesicht zeigen uns denn die Illustrierten auf ihrer Titelseite? Etwa ein Menschenbild, in dem es Zerfall, Krankheit, Gram und Alter gibt? Nein! Davon will der geneigte Leser nichts wissen. Man zeigt den schönen, strahlenden, jugendlichen Menschen. Wenn der zerbrochene Mensch gezeigt wird, dann geht es meist um irgend eine Sensation, um etwas, was eigentlich der intimen Sphäre des Menschen gehört und nicht von dem kalten, neugierigen Auge der Kamera aufgenommen werden sollte. — Auch so wird die Wirklichkeit des Menschen und der Welt nicht bewältigt.

Man muß den Menschen sehen, wie ihn die Kirche sieht, mit klarem, nüchternem und zugleich liedendem und ehrfurchtsvollem Blick. Die Kirche hat den Menschen verteidigt gegen die Leibverachtung der Katharer und Gnostiker. Sie verteidigt ihn auch gegen die Leibvergötzung eines Materialismus, der am Ende doch den Leib in seinen Lustfeuern verbrennt oder ihn technik-besessen eine Fehlkonstruktion schilt. Wenn gerade in unserer Zeit das Dogma von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel verkündet wurde, so geschah das sicher auch in der Sorge um die rechte Sicht der Leiblichkeit und als Antwort auf die Irrtümer, die das Menschenbild entstellen. Die Kirche verkündet laut: Durch die Sünde wurde unser Leib ein "Leib des Todes". Aber Leiden und Sterben unseres Leibes ist nicht das letzte. Christus hat auch den Leib erlöst. Er will unseren Leib "gleichgestalten dem Leibe seiner Herrlichkeit."

Um uns solcher Erhebung gewiß werden zu lassen, hat der in den Himmel aufgefahrene Herr jetzt schon an einem Menschen das Unerhörte bewirkt, das die Katharer so heftig erregte: Das Fleischliche ist in den Himmel gedrungen. Solches geschah in der Aufnahme der Gottesmutter in den Himmel. Ein Leib, hinfällig wie unserer, der Müdigkeit, dem Schmerz, dem Hunger, dem Alter und dem Tod unterworfen wie der unsere, wurde erhoben "zu himmlischer Glorie durch alle Ewigkeit." All dies war Vorspiel. Was an Maria geschah, wird an uns geschehen. Das allem Rationalismus und Unglauben Ärgerliche wird wieder Wirklichkeit werden: Das Fleischliche soll in den Himmel dringen!

Die fromme Überlieferung weiß zu berichten, daß man dem zu spät gekommenen Apostel Thomas das Grab der heimgegangenen Mutter des Herrn nochmals öffnete. Man fand das Grab leer, aber herrlicher Duft erfüllte es, und viele Blumen lagen an der Stelle des in den Himmel aufgenommenen Leibes. Das ist gewiß nur fromme Legende, aber Legende voll tiefen Sinnes. Die Blumen im Grab der Gottesmutter sind Zeichen der Verheißung. Sie sind Zeichen dafür, daß die "Rose ohne Dornen" auch dem Leibe nach in den himmlischen Garten verpflanzt worden ist. Sie sind Verheißung dafür, daß auch unser Leib unter dem lebenweckenden Ruf des Herrn aus dem Grabe auferstehen wird und blühen soll für alle Ewigkeit in Unverweslichkeit, Kraft und Herrlichkeit. –

Führe mich . . .

Führ, liebes Licht, im Ring der Dunkelheit,
führ du mich an!
Die Nacht ist tief, noch ist die Heimat weit,
führ du mich an!
Behüte du den Fuß; der fernen Bilder Zug
begehr' ich nicht zu sehen — ein Schritt ist mir genug.
Ich war nicht immer so, hab' nicht gewußt zu bitten:
du führ an!
Den Weg zu schaun, zu wählen war mir Lust —
doch nun: führ du mich an!
Den grellen Tag hab' ich geliebt, und manches Jahr
regierte Stolz mein Herz, trotz Furcht.
Vergiß, was war.
So lang gesegnet hat mich deine Macht, gewiß
führst du mich weiter an, durch Moor und Sumpf,
durch Fels und Sturzbach, bis die Nacht verrann
und morgendlich der Engel Lächeln glänzt am Tor,
die ich seit je geliebt und unterweils verlor.

Kardnal Newman

Das lebendige Licht

Von Wilhelm Hünermann

1. Fortsetzung

Eben begann die Messe in der Burgkapelle, als Roderich, der sich schnell noch in ein Festgewand geworfen hatte, den Gottesraum betrat. Sein Gesicht glühte und aus seinen Augen leuchtete die Freude. Nach dem heiligen Opfer trug man das Kindlein Hildegard zum Altar. Hier spendete ihm der Kaplan in Gegenwart des Bischofs das heilige Sakrament der Taufe. Taufpaten waren der flämische Kreuzritter Konrad und Gräfin Sophie von Sponheim. Die Geschwister folgten mit leuchtenden Augen der heiligen Handlung. Jetzt war auch die kleine Mechtild, ein dreijähriges Mädchen dabei, das am Vortag schon sehr zeitig hatte schlafen gehen müssen. Als die Paten das Glaubensbekenntnis beteten, stieß Trautwin den Hatto an und flüsterte ihm zu:

"Hörst du nichts?"

"Da hämmert jemand!" antwortete der.

"Und wo steckt der Roderich?"

Vergebens schaute Hatto sich um. Der älteste Bruder war mit einemmal verschwunden. Was der nur wieder zu schaffen hatte? Jedenfalls gehörten das Hämmern und der Roderich zusammen. Aber was mochte der jetzt in aller Welt zu hämmern haben?

Ja, wenn sie das gewußt hätten! Das wußten nur der Schweinehirt und Frau Mechtild, die von ihrem Bett aus lächelnd zusah, wie ihr großer Junge ein herrliches Bocksgehörn an die Rückwand der Wiege nagelte.

'Jetzt wird sie gewiß groß und stark werden, die Hildegard", sagte Roderich, als er sein Werk vollendet hatte, "und kein böser Geist kann ihr schaden. Aber ob das Bocksgehörn auch gegen die heilige Lanze schützt, das weiß ich freilich nicht."

Gegen die heilige Lanze?" fragte die Mutter erstaunt, "Was soll denn das bedeuten?"

"Ja, das erzähl ich dir ein anderes Mal, Mutter" sagte der Knabe. "Jetzt muß ich sofort wieder in die Kapelle. Heut ist doch Knappenweihe!"

Noch war die heilige Handlung nicht beendet, als Roderich sich wieder in die Kapelle schlich. Niemand hatte acht darauf. Nur Trautwin und Hatto warfen ihm seltsam fragende Blicke zu. Mochten sie vor Neugierde platzen!

Während das Neugetaufte zur Mutter zurückgetragen wurde, begann in der Kapelle eine neue heilige Handlung, die der Bischof selber vornahm.

Roderich kniete an den Altarstufen vor Bischof Johann nieder. Seine Hände legte er in die des Kirchenfürsten und schwur darin das Knappengelöbnis, stets Gott in Treuen zu dienen, die Sünde zu meiden und die sieben Rittertugenden zu üben. Mit heller Stimme gab Roderich das heilige Versprechen. Dann nahm der Bischof vom Altartisch Schärpe und Degen und gürtete den Knaben mit der heiligen Wehr. Graf Sponheim, Roderichs Taufpate, legte ihm die silbernen Sporen an.

Der Bischof aber beugte sich vor, küßte die Stirn des Knaben und sprach: "Pax tecum! Mit dir sei Friede!"

Das lebendige Licht.

Ulrich, der Kellermeister der Burg Böckelheim, stieg mit Bruder Sturmi vom Disibodenberg die Treppe hinab in das Reich der Fässer. Die beiden waren gute Freunde noch aus der Zeit, da sie gemeinsam im Garten der Mönche Äpfel gestohlen hatten. Jetzt hatten sie längst graue Haare. Während aber der Sohn des heiligen Benedikt immer noch dürrer und magerer geworden war, hatte die Zeit dem Kellermeister ein rechtschaffenes Bäuchlein und dicke, rote Wänglein beschert.

"Du wirst alt, Sturmi!" seufzte Ulrich beim Absteigen. "Und den Koch vom Disibodenberg sollte man in seinem Backofen schmoren lassen."

"Dn siehst aus wie das ewige Leben", erwiderte der Bruder, ohne eine Miene zu verziehen. "Immer rosig und frisch wie ein neugeborenes Ferkel. Sogar deine Nase scheint allmählich eine erfreuliche Röte zu erlangen!"

Aber das letzte schien der Kellermeister nicht gehört zu haben. Er nickte eifrig und sagte:

"Ja, ja, das ewige Leben! Da hast du recht! Wer mit dem Wein zu tun hat, wird nicht alt."

"Weil er sich bei Zeiten unter den Rasen trinkt!" mißverstand Sturmi. Aber auch das schien Ulrichs Ohren überhört zu haben. Jetzt waren die beiden in der Tiefe angelangt. Der Kellermeister hob die Öllampe, die er in der Hand trug, ein wenig höher und ließ den schwachen Schein über die Reihen der Fässer gehen, die da wohlausgerichtet nebeneinanderlagen.

"Das ist es, Sturmi", sagte er leise, als wäre er in der Kirche, "das ist das Leben, das nie vergeht."

Fragend schaute der fromme Bruder seinen alten Freund an.

"Das Leben, das nie vergeht?"

"Ja, ja, das Leben, das nicht vergeht, das ewige Leben! In diesen Grüften schlage ich der Zeit ein Schnippchen! Hör mir zu! Welches Jahr schreiben wir gegenwärtig?"

"Das Jahr des Heiles 1101!"

"Gut! Das ist noch da, das Jahr des Heiles. Aber wo ist das Jahr des Heiles 1100?"

"Vorbei!"

"Und das Jahr 1099?"

"Vorbei!"

"Und 98?"

"Und 97? und 96? und 95? und 81? und 74?"

"Vorbei! vorbei!"

"Jawohl!" triumphierte Ulrich, und seine Äuglein glänzten vor Freude. "Für dich sind sie vorbei, begraben und verwest! Aber nicht für mich! Hahaha! Nicht für mich! Komm her, alter Freund! Schau, was da steht auf dem Faß?"

"1099! und auf dem? 1098!"

"Und hier 1097, und 96, und 95, und 81, und 74! Hahaha! Ja, da sind sie, die Jahre. Für dich sind sie verflogen, als wären sie nie eingesperrt. Ich hab ihnen alles abgezwungen, was sie hatten, den Sonnenschein, den Regen, den Duft des Frühlings, des Sommers und die Reife des Herbstes! Ich hab jedes Jahr hier festgebannt. Kein Tag, an dem die Sonne geschienen hat, kein Tag, an dem die Welt voll Licht und Glanz und Wärme war, ist mir verlorengegangen! Hier sind sie alle! Glaubst du es jetzt, daß einer, der mit Wein umgeht, nicht alt wird? Hier steckt die ewige Jugend und das ewige Leben, alter Freund! Und wenn ich jetzt den Zapfen herausschlage, da und da, hab ich die Jahre wieder, dann hab ich sie wieder, die goldenen Tage, die diesen Wein reifen ließen, und kann sie ausschlürfen und verkosten, bis in ihre letzte Wonne und Süsigkeit. Für dich wird die Zeit Vergangenheit, mir aber bleibt sie unvergängliche und unsterbliche Gegenwart."

Mit offenem Munde hatte Sturmi dem Kellermeister zugehört, der sich in immer größere Begeisterung geredet hatte.

"Mein Himmel", sagte er endlich, "so redet der Pater Rupert, die silberne Posaune vom Disibodenberg, nicht von den lieben Heiligen wie du von den Weinfässern! Um deine Seele ist mir bang, Ulrich! Wie willst du in den Himmel kommen, wenn du deine Fässer anbetest?"

"Ich bete sie nicht an", wehrte sich der Kellermeister. "Aber sie sind mir fromme Unterpfänder der göttlichen Güte und Fülle! Mag deine Seele sich bei Fasten und Kasteiungen am leichtesten aufschwingen zu Gott, die meine findet den Weg am schnellsten zu Ihm, wenn mir der Duft der Reben stets wieder die gleiche Predigt ins Herz hineinsenkt: Gott ist gut!"

"Ein Glück, daß du nicht auf der Kanzel vom Disibodenberg stehst!" meinte der Bruder kopfschüttelnd.

"Ein Jammer! Ein Jammer ist das, ehrwürdiger Freund! Der Disibodenberg würde bestimmt der gesuchteste Wallfahrtsort im ganzen Land!"

"Laß gut sein, Kellermeister!" lachte der Mönch. "Aber was steht denn da auf den Fässern noch außer der Jahreszahl? Halt doch mal das Licht ein wenig näher! Wahrhaftig, das sind ja richtige Buchstaben! Seit wann kannst du denn schreiben, Ulrich?"

"Ich schreiben? Das weißt du doch selbst, daß uns das als Buben keiner gelehrt hat. Der Trautwin hat es mir mit Kreide geschrieben, der Bub vom Burgvogt. Aber gesagt hab ich ihm, was er daraufzeichnen sollte."

"Wenn das Licht ein wenig heller wäre", behauptete Sturmi, "könnte ich dir sagen, was draufsteht."

"Ja, ja, wenn dein Licht ein wenig heller wäre!" lachte Ulrich. "Ich hab ja nie viel von deinem Licht gehalten, alter Freund. Aber ich will dir sagen, was draufsteht: der Name vom Wein. Also hör zu: Hier der Wein von Anno 1100 heißt 'Krone von Sion' zur Erinnerung an Gottfried, den König von Jerusalem, der im letzten Jahr gestorben ist."

"Der hat doch gar keine Krone getragen", widersprach der Bruder.

"Aber verdient hätte er eine!" Ulrich warf dem Freund einen bösen Blick zu. "Hier der 99er heißt 'Schrecken der Ungläubigen', weil in diesem Jahr Jerusalem erobert worden ist. Der 98er heißt . . . . ."

" 'Reinfall des Kerboga' ", riet Sturmi, "weil der damals bei Antiochia geschlagen wurde."

"Unsinn! Der 98er hat mit dem Kreuzzug nichts zu tun, weil damals auf Burg Böckelheim etwas geschah, das wichtiger ist als alle türkischen Städte, die die Christen erobert haben. Der Wein heißt nach des Burgvogts jüngstem Töchterlein 'Hildegard'. Und das Faß Hildegard ist das beste im ganzen Keller."

"Und just vom 98er hat der Burgvogt unserem Kloster eins versprochen", sagte der Bruder ruhig. "Laß es hinaufschaffen. Der Ochsenwagen vom Disibodenberg steht schon im Burghof. Ich nehme es gleich mit."

"Den 98er hat er euch versprochen?" stammelte der Kellermeister und wurde blaß vor Schrecken. "Das letzte Faß 98er willst du mitnehmen und in euren miserabelen Keller schleppen, damit es euch hilft, euren Hirsebrei herunterschlucken! Meine 'Hildegard' soll zum Disibodenberg?"

"Ja, ja, es ist schon richtig so!" rief jetzt eine helle Stimme vom Kellereingang, wo soeben Trautwin und Hatto, die beiden Unzertrennlichen, auftauchten. "Der Vater schickt uns zu dir und läßt dich bitten, du möchtest dem Bruder Sturmi das Faß mitgeben, er hätte es den Mönchen gelobt, weil unser krankes Schwesterlein Hildegard wieder gesund geworden ist."

Die Tränen standen dem Kellermeister in den Augen.

"Nimm doch lieber die 'Krone von Sion' ", versuchte er mit dem Bruder zu handeln, "den Jahrhundertwein! Oder nimm den 'Schrecken der Ungläubigen', ein frommer, milder Wein, wie geschaffen für Klosterkehlen!"

"Nein", rief Hatto, "der Vater hat ausdrücklich

ein Faß 98er gelobt, und was man gelobt hat, das muß man halten!"

"Dann nimm sie hin in aller Heiligen Namen, du Scheusal!" ächzte Ulrich und ließ sich kraftlos auf ein Faß niederfallen. "Du brichst mir das Herz. Aber nimm sie, die 'Hildegard'!"

"Sie kommt in gute Hände!" tröstete der Bruder den Kellermeister, aber der seufzte nur tief auf:

"Und mit sowas hat man früher Äpfel gestohlen!"

Das Faß wurde aufgeladen, und Trautwin und Hatto sprangen mit auf das Gefährt.

"Wir wollen der 'Hildegard' das letzte Geleit geben", riefen sie dem unglücklichen Kellermeister zu.

Schon wollte Bruder Sturmi die Ochsen antreiben, da ging die Tür von der Küche auf, und ein kleines Mädchen in weißem Kleid, mit schönen blonden Haaren und wunderbar leuchtenden Augen, trippelte in den Burghof. Es trug ein Gefäß mit Vogelfutter, das es mit der Hand auf den Boden streute. Von allen Seiten flogen eine Menge Tauben herzu und machten sich gurrend über das Futter her. Einige der weißen Vögel setzten sich gleich auf den Rand der Schüssel und fingen an zu picken, andere schwirrten dem Kind lustig um den Kopf oder flogen ihm and Hand und Schultern. Das kleine Mägdlein lachte vor Freude.

"Seht doch die Tauben!" rief es fröhlich. "Seht doch, Hatto und Trautwin, meine schönen, weißen Tauben!"

Aber nicht nur die beiden Knaben, sondern auch der Bruder, der Kellermeister und die Knechte, die das Faß aufgeladen hatten, sahen voll Freude auf das liebliche Bild, das sich ihnen bot.

Auf der großen Freitreppe die zum Palast führte, stand Frau Mechtild und schaute lächelnd auf ihr Töchterlein, das in den drei Jahren durch fast Unaufhörliche Krankheiten ihrem Herzen so viel Leid gebracht hatte.

"Daß sie nun wieder gesund ist!" sagte sie leise und glücklich vor sich hin.

"Hildegard, willst du mit zum Disibodenberg?" rief Trautwin dem Schwesterchen zu.

"Auf dem großen Wagen?" fragte Hildegard begeistert. "Ihr wollt mich wirklich mitnehmen?"

"Wird nicht der Rückweg zu weit für die kleine Hildegard?" fragte Frau Mechtild besorgt, die jetzt die Treppe hinabstieg. Aber Hatto lachte nur:

"Dann fahre in Gottesnamen mit, Kind!" entschied die Mutter. "Die frische Luft und der warme Tag werden dir gut tun!"

Mit einem Satz sprangen die Buben vom Wagen und hoben das Schwesterchen auf das Gefährt. Ein Bund Stroh wurde noch herbeigeschafft, damit das Mädchen weich sitzen sollte. Dann griff Bruder Sturmi rasch die Peitsche, und die Fahrt zum Disibodenberg ging los. Frau Mechtild trat ans Burgtor und winkte dem Wagen nach. Die Tauben umschwirrten ihre kleine Herrin noch eine Weile. Der Kellermeister aber fuhr mit dem Ärmel über die Augen und brummte: "Wenn ich nur wüßte, warum mir die Augen naß werden. Um Hildegard ist's. Aber ich weiß nicht, ist es wegen der im Faß oder der im weißen Kleid."

Langsam stampften die gelben Ochsen mit dem Weinfuhrwerk den Burgberg hinab. Ganz still saß Hildegard auf ihrem Strohbündel. Sie hatte die Hände gefaltet, und ihre Augen tranken all die Schönheit, die sich ihnen darbot. Bleich war ihr Gesicht, fast durchsichtig die Haut durch die Tage der Krankheit. Überzart waren die Hände und der ganze, von so viel Leid zerquälte Körper. Aber ihre Augen hatten eine stille, geheimnisvolle Tiefc und einen Glanz wie der leuchtende Frühlingstag, durch den jetzt die Reise zum Disibodenberg ging.

Als sie durch den Wald fuhren, sangen die Vögel. Die beiden Brüder kannten ihre Stimmen und erklärten sie der kleinen Hildegard.

"Das war eine Goldammer! Und dort eine Meise! Horch, da singt eine Drossel! — Hörst du, wie der Specht klopft? Da schwätzt eine Elster, — da kreischt der Eichelhäher! Den mag der Roderich nicht, weil er ihm das Wild verscheucht! Schau, da oben fliegt ein Sperber! Du, der fliegt hoch bis zu den Sternen hinauf."

"Bis zu den Sternen!" sprach das Mägdlein andächtig nach und schaute mit großen Augen zu dem Raubvogel auf.

Jetzt war der Wald zu Ende. Die Fahrt ging durch grüne Felder und Wiesen, die voller Blumen standen. Bruder Sturmi machte halt. Die Kinder stiegen ab und pflückten mächtige Sträuße, mit denen sie den Wagen schmückten. Trautwin wand einen Kranz aus blauen Blüten und setzte ihn dem Schwesterchen aufs Haar. An Weinbergen kamen sie vorüber. Da hingen die Stöcke voll Blüten, und Bruder Sturmi lachte:

"Wenn die Sonne warm scheint, bekommt der Ulrich ein gutes Jahr in den Keller."

Die Leute, die auf den grünen Hügeln arbeiteten, winkten dem blumengeschmückten Wagen lachend zu.

"Schau, Hildegard", rief Hatto nach einer Weile, "der Disibodenberg!"

"Der Disibodenberg!" sagte das Mädchen und blickte erwartungsvoll zu den grünen Hügeln hinauf. Aus hohen Eichen und Buchen schauten die Türme des Benediktinerklosters heraus. Die Sonne warf ihre schönsten Strahlen auf den Gottesberg, wo einst der irische Mönch Disibod seine Einsiedlerklause gebaut hatte.

Alle Glocken sangen, als das Gefährt mit dem Burgwein seinen Einzug in den Klosterhof hielt.

"Sie läuten für unseren Wein!" sagte Trautwin. "Muß doch etwas Heiliges sein, so ein Faß Wein, wenn die Mönche dafür alle Glocken läuten. Der alte Ulrich hat wirklich recht, wenn er in seinem Keller immer so andächtig ist wie in der Kirche."

"Unsinn!" lachte der Bruder. "Für unseren Wein läuten sie nicht, aber morgen ist doch das Fest der Himmelfahrt unseres Herrn, darum läuten die Glocken!"

"So, darum!" brummte Trautwin, "aber vielleicht denken die Brüder, die die Glocken ziehen, doch mehr an den Wein als an die Himmelfahrt."

Im Klosterhof stand Bruder Odo, der Kellermeister, und lachte über das ganze Gesicht, als der Ochsenwagen mit dem mächtigen Faß durchs Tor rasselte.

"Gott segne euren Einzug!" rief er fröhlich. "Hast schwer geladen, Bruder Sturmi! Und eine lustige Gesellschaft hast du dir gleich mitgebracht. Grüß euch Gott, meine Buben! Ja, aber was ist denn das? Da sitzt ja gar ein Maidlein beim Faß! Aber Sturmi, kennst du denn die Regel vom heiligen Vater Benediktus nicht, daß keines Weibes Fuß die Klosterschwelle betreten darf?"

"Jetzt hör mal auf mit deinem dummen Geschwätz!" knurrte Sturmi, "erstens ist des Burgvogts Hildegard kein Weib, zweitens hat das Mägdlein keinen Fuß auf des Klosters Schwelle gesetzt, sondern meine Ochsen sind darüber getrampelt, und drittens, wenn hier kein weibliches Wesen über die Schwelle darf, dann will ich das Faß gleich wieder in den Burgkeller zurückschaffen!"

"Das Faß?" fragte Odo erstaunt.

"Ja, das Faß! Wenn du lesen könntest, würdest du sehen, daß da mit großen Buchstaben etwas auf dem Faß geschrieben steht, und zwar der schöne Name Hildegard. Da muß ich wohl das Faß gleich wieder nach Böckelheim zurückkutschieren."

"Um Gottes willen", wehrte sich der Kellermeister, "dann wollen wir doch lieber eine Ausnahme machen mit der Hildegard in dem Faß und der anderen auch. Ich glaube nämlich, der heilige Vater Benedikt hätte gegen beide nichts einzuwenden."

"Wenn es um Wein geht, bist du ganz vernünftig, Odo!" sagte Bruder Sturmi.

"Na, dann herunter mit der Gesellschaft!"

Trautwin und Hatto, die vergnügt der frommen Wechselrede gelauscht hatten, sprangen vom Wagen und halfen auch dem Schwesterchen herunter. Ein wenig verschüchtert war die kleine Hildegard, weil sie das Gerede und das böse Gesicht des Kellermeisters ernst genommen hatte. Aber als der ihr dann lachend die Hand gab, merkte sie doch, daß er es nicht so schlimm gemeint haben konnte.

"Du kannst ein wenig drüben in den Garten gehen und dir alles fein anschauen, während wir das Faß in den Keller bringen", schlug der Bruder vor. "Die Buben werden gewiß gerne einmal mit zu den Klosterfässern hinabsteigen." Trautwin und Hatto waren begeistert damit einverstanden. Hildegard ging in den Garten.

Schön war es hier. Alle Bäume waren rot und weiß von Blüten, und sie nickten mit ihren leuchtenden Zweigen, als wollten sie das kleine Burgfräulein von Böckelheim begrüßen. Bienen und bunte Schmetterlinge flatterten dem Mädchen um den Kopf wie daheim die weißen Tauben. Auf einem der Blumenbeete blühten schon die Rosen. Alles war voll von Duft und Glanz und Sonne, und es war dem Mägdlein, als hätte es noch nie so etwas Schönes gesehen wie den Klostergarten auf dem Disibodenberg. Eine schöne, dunkle Rose pflückte Hildegard vorsichtig ab und steckte sie an den silbernen Gürtel, den sie über dem weißen Kleidchen trug. Dann lief das Mädchen einem bunten Falter nach und suchte ihn zu haschen. Lange tanzte der schöne Schmetterling vor ihm her. Mit einemmal verschwand er. Vielleicht war er da durch die offene Tür ins Kloster hineingeflattert. O weh! dann fand er sicher nicht mehr hinaus in den leuchtenden Garten. Hildegard ging kurz entschlossen in das große Haus hinein, um ihn zu suchen.

Ganz still war es in den mächtigen, dunklen Gängen. Fast hätte Hildegard sich gefürchtet. Aber sie wollte wissen, wo der Falter geblieben war.

Irgendwo stand eine Tür auf, die in ein großes Gemach führte. Teller und Schüsseln standen auf langen Tischen. Bei einem der Rundbogenfenster sah Hildegard ein Pult, auf dem ein Buch lag. Das also war der Speisesaal der Mönche. Der Falter war nicht da. Man mußte weiter suchen. Wahrscheinlich war er die Treppe hinaufgeflattert. Also ging Hildegard auch dort hinauf.

Oh, das war mühselig, denn die Treppe war lang und die Stufen hoch. Dem kleinen Mädchen klopfte das Herz, als es oben ankam. An vielen Türen lief es jetzt vorüber, bis irgendwo wieder eine offenstand. Sie führte in ein Zimmer, an dessen Wänden große Eichengestelle standen, und jedes von ihnen war voll bepackt mit Büchern. So viele Bücher! Hildegard versuchte eines davon herauszunehmen. Das war aber schwer, und als sie es hervorgezogen hatte, fiel es ihr aus den Händen. Hildegard erschrak heftig. Aber dann fing sie an, in dem Buch zu blättern. Es war voll von krausen, seltsamen Zeichen. Das mußten Buchstaben sein, so wie die Brüder sie auf die Wachstafeln schreiben. Schade um das schöne Papier, dachte Hildegard. Schon wollte sie das Buch wieder schließen, da sah sie plötzlich etwas Wunderschönes. Ein Bild war in dem Buch, der Heiland am Kreuze. Er trug einen roten Mantel und eine goldene Krone. So ein Bild war in der Burgkapelle von Böckelheim über dem Altar. Aber das in dem Buch schien dem Kind viel schöner.

Den Falter hatte Hildegard längst vergessen. Aber jetzt war sie ordentlich neugierig geworden. In dem Kloster schien es allerlei schöne und geheimnisvolle Dinge zu geben.

Angst hatte sie jetzt nicht mehr, und so öffnete sie denn kurz entschlossen die Tür zum nächsten Gemach. Oh! das schien die Waffenkammer zu sein. Da hingen die Wände voll von Schwertern und Lanzen und Morgensternen, wie sie daheim in der Turmstube zu finden waren. Hier hielt sich Hildegard nicht auf. Das war für die Brüder. Hildegard fürchtete sich immer ein bißchen, wenn sie die schrecklichen Mordwaffen sah.

Im nächsten Zimmer war nicht viel zu sehen. Ein Tisch und ein Stuhl standen darin, und in einer Ecke lag ein Strohsack. An der Wand hing ein Kreuz. Das war alles.

Aber die folgende Kammer war um so schöner. Gleich beim Fenster stand ein hohes Pult, auf dem ein aufgeschlagenes Buch lag. Hier gab es vielleicht wieder ein Bild zu sehen. Hildegard rückte einen Stuhl heran und kletterte darauf. Richtig, dies war wieder so ein Buch wie das mit dem heiligen Kreuz. Die ganze Seite stand voller Buchstaben. Aber ganz oben war ein Bild, in vielen Farben, rot, blau und grün und golden gemalt. Eine wunderbar goldene Kirche war abgebildet, zu der eine Menge von Stufen emporführte. Auf der obersten Stufe stand ein Mann mit herrlichen Kleidern und einer goldenen Krone auf dem Kopf. Das mußte

ein Bischof oder ein König sein. Er streckte seine Arme aus, als wollte er jemanden bei den Händen nehmen, der die Treppe hinaufsteigen sollte. Aber es stieg niemand hinauf. Vielleicht war das Bild noch nicht fertig; denn bei den untersten Stufen war noch eine weiße Stelle.

Jetzt sah Hildegard auch, daß auf dem Pult viele Federn und Pinsel lagen. Daneben standen kleine Gefäße mit allerlei Farben gefüllt: blaue, rote, grüne und goldene. Sicher wurden hier in dem Zimmer all die Bücher geschrieben, die sie in den Eichengestellen gesehen hatte. Eine Weile kam Hildegard die Lust an, auf die freie Seite des aufgeschlagenen Buches etwas zu malen, aber sie wußte nicht ob der Mann, der die Bücher schrieb, sich darüber freuen würde. So ließ sie es sein.

Das Bild mit der schönen Kirche gefiel dem Mädchen so gut, daß es die Rose vom Gürtel nahm und auf die geöffnete Seite legte. Vielleicht freute sich der Maler darüber.

Irgendwoher hörte Hildegard jetzt ein leises Singen. Sicher kam das aus der großen Kirche, deren Turm durch das offenen Fenster hereinschaute. Da vergaß Hildegard das Buch und die Farben und stieg wieder die Treppe hinab.

Im Chor der großen Klosterkirche sangen die Mönche die Vesper vom Himmelsfahrtstag. Mit Andacht waren sie bei ihrem heiligen Gesang. Daß dem Pater Fridolin, der einen guten Tropfen nicht verabscheute, immer das Faß, das er soeben auf dem Klosterhof gesehen hatte, zwischen die heiligen Noten tanzte, wird ihm der liebe Gott nicht übelgenommen haben. Dafür war sein Nachbar, der kurzsichtige Pater Kunibert um so eifriger bei der Sache. Der weißhaarige Prior, der den Hochsitz innehatte, sang mit leiser, dünner Stimme, aber dafür tat es Pater Rupert, “die silberne Posaune vom Disibodenberg”. um so gewaltiger.

Gar nicht recht bei der Sache war Pater Egbert, der Buchmaler. Die Vesperglocken hatten ihn mitten aus seiner schönsten Arbeit herausgerissen. Die Pinsel mußten noch von den Farben naß sein. So prächtig war ihm die Initiale von der Aufopferung Mariens gelungen, der Tempel und der Hohepriester, der das Kindlein erwartete. Aber das Kind selbst fehlte noch, das holdselige Mägdlein Maria! Lieber Gott, wie sollte ein weltabgeschiedener Mönch, der tagein, tagaus in seiner Zelle saß, so ein Kindlein malen können! Da muß doch aller Glanz des Himmels und alle Schönheit der Erde sich wiederspiegeln!

“Liebe heilige Muttergottes!” betete der Buchmaler mit heißer Seele, während seine Lippen die Himmelfahrtspsalmen sangen, “zeig dich mir doch, wie du damals warst, da du als Kindlein die Treppenstufen hinaufstiegst! Zeig dich doch deinem armen und schlechten Knecht, dem Buchmaler vom Disibodenberg!” Zweimal schon hatte der Chorrektor einen strafenden Blick zum Pater Egbert hinübergeworfen, weil der ein paar Töne durcheinandergebracht hatte. Beim Schuldkapitel würde er ihn daran erinnern. Aber der Buchmaler merkte gar nichts davon, so innig flehte sein Herz immer wieder um die ersehnte himmlische Erscheinung.

Auf einmal ließ er jäh sein Buch sinken und starrte zu den Chorstufen hinüber. Heiliger Gott! Da schritt ja ein Mägdlein hinauf, so schön und holdselig, wie er noch keines gesehen hatte sein ganzes Leben lang. Wie schön war das zarte Gesichtlein, wie schön das goldblonde Haar mit dem blauen Blütenkranz! Still und andächtig hatte das Kind die Hände gefaltet. Aber das Allerschönste waren doch die Augen, die strahlenden Augen, die das Kind mit solcher Andacht zu der silbernen Taube über dem Altartisch erhoben hatte. Es war dem Buchmaler, als leuchte der ganze Himmel darin.

Darf man sich wundern, daß Pater Egbert beim Anblick dieses Kindes mitten im letzten Psalm von seinem Sitz aufsprang und dann bebend in die Knie sank, im tiefsten Herzen davon überzeugt, daß ihn die Muttergottes einer himmlischen Erscheinung gewürdigt habe, damit er sein Werk vollenden könne?

Nun hatten auch die übrigen Mönche das Kind entdeckt, das unbeirrt auf den Altar zuschritt. Pater Fridolin schmunzelte vergnügt. Der Chorrektor wurde ganz verwirrt und verkam in der Versfolge. Der greise Prior nickte dem Mädchen fröhlich zu, und auch die anderen Mönche schauten über ihre Bücher hinweg lächelnd auf das liebliche Bild. Nur Pater Rupert, “die silberne Posaune vom Disibodenberg”, machte ein finsteres Gesicht über die Störung und wollte aufspringen, das Mädchen fortzu weisen. Aber der Prior, der seine Absicht erriet, hob abwehrend die Hand. Der einzige, der nichts merkte, war der kurzsichtige Pater Kunibert. Ihm allein war es schließlich zu danken, daß die Vesperpsalmen doch noch ihren richtigen Fortgang nahmen.

Das Mägdlein Hildegard stand nun unmittelbar vor den Altarstufen und schaute unverwandt zu der silbernen Taube, in der, wie sie wußte, der Heiland im Himmelsbrot seine Wohnstadt hat. Sie sah nicht die Mönche in den Chorhänken, die beim Psalmgesang ihre schwarzen Kapuzen über den Kopf gezogen hatten. Sie hörte den heiligen Gesang nicht mehr, der sie doch in das Gotteshaus gelockt hatte. Sie schaute nur noch zu der eucharistischen Taube auf, in der Gott selber zugegen war.

Eine wundersame Macht ging von der Taube aus, die das Kind auf geheimnisvolle Weise die Chorstufen hatte emporsteigen lassen. Etwas griff nach seinem klopfenden Herzen und ließ es nimmer los. Was wir arme Menschen nur durch den Glauben erfahren, das sah dieses Kind nicht mit den Augen, sondern mit seiner ganzen Seele, es sah und fühlte die Gegenwart Gottes.

Dann was es Hildegard, als öffnete sich die silberne Taube, als höbe sich daraus in wundersamen Glanz das heiligste Gut. Und der Glanz wuchs, wurde zu einem unsagbar schönen Licht, das die ganze Kirche zu erfüllen schien und über sie hinaufwuchs bis an die Sterne. Himmel und Erde wurden eins in einem unendlichen Meer von Glut und Glanz. Ströme von Licht brachen aus ihm hervor und kreisten ineinander. Wie tausend lodernde Sonnen ward das Licht und doch schön und mild wie das Leuchten der Sterne. Der unendliche Glanz aber griff nach ihrem Herzen, brennend wie eine Flamme, schnei-

dend wie ein Schwert, und doch spürte das Kind eine Seligkeit über alle Maßen. "Das Licht", stammelte es leise. "Das Licht!" Dann aber erlosch das wundersame Leuchten mit einemmal. Es wurde wieder dämmerig in der Kirche mit den kleinen Rundbogenfenstern. Vor dem Altar hing wieder die silberne Taube. Die Mönche sangen das Magnifikat. Hildegard verließ still, wie sie gekommen, das Gotteshaus. Auf ihrem zarten Gesicht aber lag etwas von dem Widerschein des lebendigen Lichtes, das sie hatte schauen dürfen.

Im Klosterhof traf sie die beiden Brüder, die sie schon seit einer ganzen Weile verzweifelt suchten.

"Wo bist du gewesen, Hildegard?" fragte Trautwin.

"Im Himmel", antwortete das Mädchen ganz ernsthaft.

"Ja, da haben wir freilich nicht gesucht". lachte Hatto. Dann aber nahmen die beiden Brüder das Schwesterchen bei den Händen und wanderten zum Klostertor hinaus.

Als sie in den Wald kamen, wurde Hildegard so müde, daß sie nicht mehr weiter konnte. Die Brüder wollten sie tragen. Da hörten sie Roßgetrabe hinter sich, und wie sie sich umwandten, sahen sie Roderich auf dem feurigen Rappen, den er am liebsten ritt, heransprengen. Er kam von der Vogeljagd und trug auf seinem Handschuh einen Falken mit einer Kappe über dem Kopf.

"Heiho!" rief der Jäger, jetzt ein schmucker Siebzehnjähriger. "Da bin ich ja gerade zur rechten Zeit gekommen. Steig auf, kleines Burgfräulein!"

Trautwin und Hatto reichten die Kleine dem Bruder aufs Pferd. Der setzte sie behutsam vor sich auf den Sattel.

"Fürcht dich nicht, Hildegard!" sagte er fröhlich. "Der Rappen ist heute lammfromm." Als er des Schwesterleins ängstlichen Blick auf den Falken sah, lachte er. "Hab keine Angst, der tut dir nichts!"

"Ich fürchte mich auch nicht!" sagte Hildegard leise. Aber ich hab es nicht gern, daß du mit dem Falken auf die Jagd gehst."

"Warum denn nicht, Burgfräulein?"

"Mich dauern die Vögel, die er zerreißt!" antwortete das Mädchen traurig.

Lange währte es nun nicht mehr, bis sie über die Zugbrücke der Burg Böckelheim ritten. Oben aus dem Turmzimmer winkte Hugo den beiden Reitern fröhlich zu. Er hatte sich in dem stillen, hohen Gemach im Lautenspiel geübt, weil er dort ungestört war und die Brüder ihn deswegen nicht ausspotten konnten. Im Burghof sprang die sechsjährige Mechtild dem Schwesterlein entgegen. Dann kam auch die Mutter und schloß ihren Liebling in die Arme.

"War's schön auf dem Disibodenberg?"

"Da möchte ich immer sein, Mutter!" antwortete Hildegard mit strahlenden Augen.

Der Mutter tat das Herz weh bei diesen Worten.

So fröhlich der Tag zu Ende ging, so schlimm war die Nacht. Hildegard kam plötzlich wieder in ein hitziges Fieber, welches den ganzen überzarten Körper hin- und herwarf. Die Mutter wich nicht vom Schmerzenslager ihres Kindes. Angst und Sorge folterten ihr Herz. Wie unermeßlich hatte sie um dieses Kindes willen schon gelitten. Aber sie spürte in dieser Nacht, daß sie nicht aufhören würde, mit ihrem Töchterchen zu leiden. Gott hatte das Kind, das sie ihm als zehntes geopfert, auf den Altar der Schmerzen genommen, und bald würde wohl der Tag kommen, daß sie es für immer aus ihren Armen würde scheiden sehen, damit es nur noch einem allein gehöre, Gott, dem Herrn!

In der gleichen Nacht saß im Kloster Disibodenberg der Mönch Egbert beim Schein der Kerzen über seinem Meßbuch und malte das Mägdlein Maria in die Initiale. So stieg denn nun wirklich das heilige Kind die Tempelstufen empor, auf denen der Hohepriester es erwartete. Ein weißes Gewand und blaue Blüten im Haar. So etwas Holdseliges hat wohl selten eines frommen Mönches Pinsel in ein heiliges Buch gemalt.

Wie das Glöcklein zur Mette rief, war der Opfergang Mariens in Egberts Missale vollendet, und der Maler sang mit doppelter Freude und Inbrunst die Nachtpsalmen vom Himmelfahrtstag unseres Herrn.

Die Alte aus dem Drudenforst.

Das war ein trauriger Himmelfahrtstag. Grabesstille herrschte anf Schloß Böckelheim. Das Gesinde wagte kaum aufzutreten, wenn es an der Tür der Krankenstube vorübergehen mußte. Selbst die rauhen Burgknechte dämpften ihre Schritte, wenn sie über den gepflasterten Hof gingen, und schauten verstohlen zu dem Fenster hinauf, das zum Schlafgemach der kleinen Hildegard gehörte. Die Mägde hatten verweinte Augen.

Nur Ulrich, der Kellermeister, schimpfte unentwegt vor sich hin. Er saß tief unten im Reich seiner Fässer, da konnte er seinem Groll schon Luft machen, ohne die ernste Stille, die auf der Burg herrschte, zu stören.

"Wofür haben wir nun die Hildegard überhaupt zum Disibodenberg geschickt!" knurrte er immer wieder in der Bitterkeit seines Herzens. "Gut, wir haben ein Gelöbnis gemacht, das Faß den Mönchen des heiligen Disibod zu schenken, aber doch nur für den Fall, daß das arme Kind gesund würde. Jetzt hat sie wieder das Fieber, aber das Kloster hat das Faß." Wenn nicht Feiertag gewesen wäre, hätte er sich gewiß aufgemacht, um das Faß wiederzuholen. Es war ihm überhaupt, als hätte Bruder Sturmi ihm ein Jahr seines Lebens gestohlen. Ganz alt und elend kam er sich vor.

Die Eltern des Kindes waren ohne Trost. So furchtbar hatte die kleine, schmerzgewohnte Hildegard noch nie gelitten. Immer wieder durchflammten glühende Fieberschauer den zarten Körper, und das kleine Herz schlug zum Zerspringen.

Bei Tagesgrauen schon war Roderich in den Sattel gestiegen und nach Bingen geritten, um den Physikus zu holen, der sich dort vor kurzem niedergelassen hatte und viel von sich reden machte. Aber es war Nachmittag geworden, bis Magister Eberlin auf seinem steifen, hochbeinigen Klepper in den Burghof hineingetrabt kam.

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Von überallher kommt das Rufen nach Priestern. Wir brauchen sie in Südamerika, in Afrika, Asien, Australien, wir brauchen sie auch hier in unserem Lande. Priester werden vom Volke gestellt. Väter und Mütter geben ihre Söhne, und auch dort, wo kein Priestersohn ist, ist die Pflicht, der lebenden Kirche auf Erden Apostel zu geben. Wir suchen unsere Freunde anzueifern, durch Gebet und Gaben an die Bursen für arme Priesterstudenten der katholischen Pflicht nachzukommen. Was in Freude für Gott und die Kirche getan, zur Erlösung der Menschen, wird einstens auch zur schönen Frucht erblühen. Gott läßt sich von keinem an Güte und Großmut übertrumpfen.

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$2,199.87
Val. Thauberger, Abbey, Sask.	3.00
F. Bergman, Langenburg, Sask.	2.00
John Greschner, Sr. Macklin, Sask.	5.00
Mr. & Mrs. M. G. Fahlman, Regina, Sask.	3.00
Mrs. Anna Erbe, Fawcett, Alta.	0.50
Mrs. M. Hellman, Richmound, Sask.	5.00
	$2,218.37

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	$1,905.25
John Fortowsky, Humboldt, Sask.	3.00
Mrs. Mary Bergerman, Muenster, Sask.	3.00
Caroline, Schnell, Vibank, Sask.	3.00
Mrs. Katharina Zepf, Waterloo, Ont.	1.00
St. Mary's C.W.L., Regina, Sask.	81.00
Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	5.00
Miss K. Ehmann, Regina, Sask.	30.00
	$2,031.25

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$8,287.45
Ein Freund, Cosine, Sask.	2.00
Ein Freund, North Star, Alta.	2.00
John Doerr, North Vancouver, B. C.	10.00
Louise Fadum, Vancouver, B. C.	2.00
Mrs. Daniel Deck, Regina, Sask.	1.00
Mrs. Martin Plemel, Sr., St. Gregor, Sask.	2.00
Mrs. W. Musch, St. Walburg, Sask.	6.00
Nick Weisgerber, Schuler Alta.	1.00
Mrs. Martin Volk, Schuler, Alta.	2.00
Mrs. Katharina Zepf, Waterloo, Ont.	2.00
Mrs. Anna Erbe, Fawcett, Alta.	1.00
	$8,318.45

Bitte senden Sie Ihre Gaben The Marian Press **Box 249, Battleford, Sask.**

Bücherbesprechungen

Paul List Verlag, München, (Bayern) Germany

Isabella Nadoluy **Ein Baum wächst übers Dach** Roman,293 Seiten. Ganzleinen DM 1280
Dieser Roman ist ein Stück Wirklichkeit, geschildert von einer ebenso humorbegabten wie empfindsamen Frau, die sich auf die hierzulande so seltene Kunst versteht, mit schwebender Leichtigkeit zu schreiben und doch Ernst, Not, Tod und Bitterkeit nicht auszusparen.

Thyde Monnier **Der jungfräuliche Ölbaum.** Die Wege der Ariane Chazal. Roman. Aus dem französischen von Ernst Sander. 467 Seiten. Ganzleinen DM 17.80
Mit diesem Roman singt Thyde Monnier, die vielfach preisgekrönte französische Autorin, ein liebevolles Loblied auf das einfache Leben, auf die Beständigkeit des Herzens und auf das Glück einer Ehe.

Roger Frison-Roche **Die Frau des Bergführers.** Roman. Aus dem französischen von Karl Rauch. 341 Seiten. Ganzleinen DM 14.80
Der spannende Unterhaltungsroman spielt in der Gegend von Chamonix. In der Mitte des Geschehens steht die Gestalt einer jungen Frau verwöhnter städtischer Herkunft, deren dörflicher Lebensgefährte, ein berühmter Bergführer, tödlich verunglückt.

Glendon Swarthout **Sie kamen nach Cordurt.** Roman. Aus dem Amerikanischen von Karl August Horst. 279 Seiten. Ganzleinen DM 14.80
Das Buch gründet sich auf die amerikanische Strafexpedition aus dem Jahre 1916, die in Mexiko dem berühmten Revolutionär Francisco Villa bestrafen sollte. Sein Thema ist die Erforschung der geheimnisvollen menschlichen Eigenschaften Feigheit und Tapferkeit.

Helmut Leutelt **Menschen in Menschenhand.** Bericht aus Sibirien. 326 Seiten. Ganzleinen DM 15.80
Leutelt hat zehn Jahre lang unter Menschen der verschiedensten Herkunft vornehmlich unter Sowjetrussen, gelebt und hat so Erfahrungen und Kenntnisse sammeln können, die einem Kriegsgefangenen kaum zugänglich gewesen sind. Sein Buch wird dadurch zu einer Informationsquelle von besonderem Wert.

Marston Bates **Die überfüllte Erde.** Weltproblem Nummer eins. 244 Seiten. Ganzleinen DM 13.80
Marston Bates, Professor der Zoologie an der Universität Michigan, hat — im Auftrag der berühmten Rockefeller-Stiftung — in diesem Buch das Weltproblem Nummer eins für die nächste Zukunft, die Übervölkerung der Erde, weitausholend untersucht.

Zwanzigjährige haben das Wort. Selbstaussagen junger Menschen. Herausgegeben von Karl Rauch und W. Grosse-Hartlage. 435 Seiten. Ganzleinen DM 19.80
Jungen und Mädchen der Geburtsjahre 1937 und 1938 erzählen von ihrem bisherigen Leben, ihrer heutigen Situation und dem, was sie von der Zukunft erwarten.

Hermann Ziock **Atem des Mittelmeeres.** 247 Seiten mit 32 Fotos n.a. von Gisela Bonn und Herbert List und einem farbigen Titelbild.
Hier sind Welt und Umwelt des Mittelmeeres mit der Fähigkeit zur Aufgeschlossenheit erlebt, die der einzige Schlüssel zum wahren Kennenlernen der Fremde ist.